OMNIBUS.

Belletristisches Blatt,

erscheint jeden

Sonntag Morgen.

Enthält außer zwei spannenden

Romanen.

aus der Feder der renommirtesten Schriftsteller eine reiche Auswahl von

unterhaltendem Lesestoff,

eine Uebersicht der

wichtigsten Neuigkeiten

der Woche,

Lokal- und neueste Nachrichten, Wochen-Rundschau 2c.

Bedingungen:

Preis per Post:

$3.00 per Jahr.

Von den Trägern:

25 Cts. für 4 Nummern

Anzeigen, per Square von 10 Zeilen Nonpareil für jedesmalige Insertion **$1.00**

Der Omnibus und das wöchentliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $4.00

Der Omnibus und das halbwöchentliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $3.00

Der Omnibus und das tägliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $9.50

Man adressire gef.

W. Krippenstapel,

Louisville Ky.



Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Louisville, Ky., Sonntag, den 1. November 1868.

Das Tägliche Louisville Volksblatt,

erscheint mit Ausnahme Montags jeden Morgen und enthält alle bis gegen Morgen einlaufenden Depeschen in deutscher Uebersetzung. Es kostet, frei in's Haus geliefert, in Louisville,

1 Woche 20 Cents.
3 Monate per Post $2,00
6 Monate „ „ 4.00
1 Jahr „ „ 8.00

Das Halbwöchentliche Louisville Volksblatt,

erscheint jeden Mittwoch und Samstag Morgen. Es kostet frei in's Haus geliefert, in Louisville,

Per Woche 7½ Cents.
1 Jahr per Post $2.50
6 Monate „ „ 1.35

Das Wöchentliche Louisville Volksblatt

verläßt jeden Mittwoch Morgen die Presse und wird sofort zur Post befördert. Es enthält neben den neuesten politischen Nachrichten den ausgewähltesten Lesestoff und namentlich einen sorgfältig ausgearbeiteten Marktbericht. Der Preis dieses Blattes ist in unbedingter Vorausbezahlung

6 Monate 75 Cents.
1 Jahr $1.50
Einzelne Nummern —.05

Anzeigen für dasselbe finden billige Aufnahme.

Nach Deutschland

versenden wir das Wöchentliche Volksblatt (wobei wir die Frankirung besorgen):

1 Jahr $5.00
6 Monate 2.50
3 Monate 1.35
Einzelne Nummern —.10

Scepter und Rosenstengel.

Ein Roman in Briefen.

1.

Eugenie an Isabella.

Liebe Isa!

Louis ist außer sich! Du weißt, daß er mit Deinen Truppen Rom besetzen und dadurch Italiens Neutralität erzwingen wollte, um sich ungestört auf Deutschland werfen zu können; und nun scheint alles wieder in Frage gestellt zu sein. Du kannst Dir denken, was ich den Tag über von ihm hören muß, und in welchen beleidigenden Ausdrücken er von uns Spanischen Frauen spricht. Ich beschwöre Dich daher, gute Königin, entlasse Deinen Marfori! Lebe einige Wochen ohne ihn—dann ist ja alles wieder gut. Bedenke doch nur, daß Deine frommen Unterthanen nicht nur auf Dich als Landesmutter zählen, sondern auch die Günstlinge zählen, die Du bis jetzt unterhalten hast. Und Marfori ist der Siebenundachtzigste! Also laß' ihn gehen und unterdrücke nicht länger gewaltsam den Unmuth der beleidigten Sittlichkeit.

Deine
Eugenie.

2.

Isabella an Eugenie.

Liebe Eugenie.

Ich erhalte so eben Dein Briefchen, das Unmögliches von mir verlangt. Du kennst meinen Marfori nicht, sonst würdest Du begreifen u. s. w. Es ist ein zu himmlischer Junge! Ueber den Schluß Deiner Zeilen habe ich herzlich lachen müssen. Geniechen! Geniechen! Hast Du denn ganz gewisse Castagnetten Abende vergessen, und in welchem Costüme gewisse Damen den Fandango und Bolero tanzen?

Deine
Isabella.

3.

Eugenie an Isabella.

Meine Beßte!

Louis schäumt! Louis rast! Louis berstet! Ich wage nicht Dir mitzutheilen, was er über Dein Verhältniß zu Marfori, über die Behandlung Deines Gemahls, des guten Königs Don Francisco, und über die geweihte Rose geäußert, welche Du vom heiligen Vater als den höchsten irdischen Lohn christlicher Tugendhaftigkeit und weiblicher Sittenreinheit erhalten. Du ruinirst nicht nur Spanien, meint ER, sondern auch Frankreich, Italien, den Papst, das Christenthum und unsern lieben Lulu. Also noch einmal, laß Marfori los!

Deine
Eugenie.

P. S. Was machen Deine neun Kinder?

4.

Isabella an Eugenie.

Geliebte Eugenie!

Dein Louis raucht zu viel! Aber deßhalb lass' ich mir keinen Dampf von Ihm anthun, und werde mich mit meinem Marfori amüsiren, so lang' es mir gefällt, obgleich er, wie Du weißt, kein Wort Spanisch spricht. Er ist ein roher, ungebildeter Deutscher — aber ein himmlischer Mann. Meine neun Kinder sind in Madrid. Dein kleiner Lulu ist mir ziemlich gleichgültig, und wenn die Spanische Revolution das Christenthum bedroht, so muß eben der Papst ein Wunder thun; dafür ist er ja heiliger Vater!

Deine
Isabella.

5.

Antonelli an Bakunin.

Sie haben sehr unvorsichtig gehandelt, verehrter Herr und Freund, unsern gemeinsamen Plan öffentlich zu verrathen—um so unvorsichtiger, als wir dem Ziele so nahe sind und meine Saat reift. Erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen schrieb, als es mir gelungen war, das höchste Symbolum der christlichen Tugend, die goldene Blume aus dem geweihten Rosenkranz, an Isabelle von Spanien schicken zu dürfen? Und ist es nun nicht in Erfüllung gegangen? Eine Königin, eine Frau von beinahe vierzig Jahren, Mutter von neun Kindern, läßt vor den Augen Europa's lieber Thron, Staat, Volk, Regierung, Krone und Scepter im Stich als ihren—Intendanten! Und wenn die Welt erst erfahren wird, wer dieser Marfori ist!

Unvermeidlich Ihr
Antonelli.

6.

Marfori an die Gräfin Hagfeld.

Gnädigste Gräfin!

Einmal und nie wieder! Mit so 'ne Missionen verschonen Se mir! Und wenn ich zehnmal das Bewußtsein habe, die Europäische Social-Revolution mit 'ruf beschworen zu haben—ich spiele nicht mehr mit! Erschtens als richtiger Berliner Arbeiter hier den Spanischen Don Juan zu spielen und sich in eine bejahrte Kronenträgerin, die den janzen Tag Rosenkranze dreht, verliebt stellen zu müssen. Zweitens verhaßter Günstling sein bei so 'ne hitzige Nation, die Seitenstechen mit Dolche leidet. Drittens der Sprache nich 'mal mächtig, und allens durch Pantominen, und viertens immer auf der Flucht und nächstens vielleicht mit der Olle im Freien bei Mutter Grün an die Pyrenäen! Ich danke, es jeht! Ich sehne mir ernstlich nach Hause und hoffe baldigst Pech jeben zu können.

Ihr ergebenster
Patzenhauer, jenannt Marfori.

7.

Eugenie an Isabella.

Geliebte Freund n!

Ich begreife Deine Situation; denn ich weiß, was es heißt, an einen älteren Herrn verheirathet zu sein. Aber bedenke doch nur, daß die Erziehung der meisten Nationen im übrigen Europa durch nichtsnutzige Schulen und Universitäten noch immer so mangelhaft ist, daß gegen die sogenannte öffentliche Meinung selbst Heiligsprechungen keinen Schutz gewähren. Begnüge dich also wenigstens für einige Wochen, und besprich Dich mit Deinem Beichtvater.

„Böse Beispiele verderben gute Sitten"—meint Louis; und wenn die Franzosen erst sehen, daß die Spanier so kurzen Prozeß mit ihrer Regierung machen können, so dürften auch wir bald den Kürzeren ziehen! Also nimm Vernunft an, Bellchen!

Deine
Eugenie.

8.

Isabella an Eugenie.

Theure Freundin!

Alles ist verloren, nur mein Schatz nicht, sowohl der, der in der Londoner Bank ruht, als auch der, welcher neben mir — ruhig blieb. Glücklicher Weise hat mein Marfori, der übrigens Patzenhauer heißt, einen stillen Ort gefunden, der schon einmal einer Landsmännin von uns nach verschiedenen Lebenssprüngen zur Erholungspause gedient hat. Hackenfelde bei Spandau, Regierungsbezirk Potsdam, wohin sich unsere gemeinschaftliche Vaterlandsgenossen Pepita, eloligen und madrilenigen Angedenkens, einst zurückzog. Du erhältst von Spanien bald Näheres von mir, auch Prätzeln.

Deine
Isabella.

Ein noch ungedrucktes Distichon Schiller's

an die Bräuer.

Neues Bier verzapfet ihr jetzt, vermischtes mit altem;
Nur das alte nicht klar, nur ist das neue nicht gar.



Fritze: Du ick lese hier in der „Eenzige" von Mader's Ehrenrettung. Wat is dat eene Ehrenrettung?

Johann: Ehrenrettung is, wenn Eener een Lump is und behauptet, daß er een anständiger Mensch is und wenn dat keen Mensch nich jloobt.

Fritze: Hm! Hm!

Fritze: Du, Johann, spuck mich mal in't Jesicht!

Johann: Woso denn?

Fritze: Zuerst spuck' mal! (Johann spuckt) So und nanu will ick Dich ooch sagen, woso. Ick schlechter Junge habe nämlich früher eenmal die problemadersche Natur für anständig jehalten.

Bescheidene Anfrage.

Wo bleibt unser Sommer?
Die alten Weiber des Omnibus.

Bestimmungen für die zukünftige Volksschule.

1. Der Unterricht in der Schule hat im Allgemeinen aus Beten und Hauen zu bestehen.

2. Das Beten erfolgt zu größerer Beschleunigung in der Regel durch Handhabung der Chinesischen Betmaschine. Dieselbe besteht aus einer mit Gebeten und Kernliedern beklebten Walze, welche mittels einer Kurvel durch den Primus der Classe gedreht wird.

3. Der Lehrer muß zwar wissenschaftliche Bildung besitzen; doch ist es keineswegs nothwendig, daß er im Einmaleins und im ABC ganz fest sei. Die Schlacht bei Königgrätz ist nicht durch weltliche Weisheit gewonnen.

4. In der Geographiestunde hat der Lehrer sich alles Drehen an der Erde sorgfältig zu enthalten.

5. Confiscirte Stullen, Wurestaden Aepfel, Maiskolben und andere Dinge fleischlicher oder körniger Natur hat der Lehrer unverspeist seiner vorgesetzten Behörde abzuliefern.

6. Sobald der Schüler eine von dem Lehrer gestellte Frage beantwortet hat, muß der Lehrer mittels Würfels oder durch Abzählen an den Knöpfen darüber entscheiden, ob die Antwort richtig oder falsch war. Richtige Antwort führt Belobigung und Dankgebet, falsche Antwort u. Bußgebet mit sich.

Müßiggänger. Der Müßiggänger hält es mit allen Religionen, denn er ist

Sonntag Christ,
Montag Grieche,
Dienstag Perser,
Mittwoch Assyrier,
Donnerstag Aegypter,
Freitag Türke,
Samstag Jude,

und hält streng di se Ruhetage.

Ist ein Text zur Musik nöthig? Ein Gelehrter in Hamburg, der ein vorzüglicher Sänger war, behauptete, daß in der Oper die Musik Alles, der Text aber gar nichts sei, und bewies dieses auf folgende Weise: Er nahm die Arie von Mozart: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön," und sang einem Engländer vor, wie folgt:

Die Bratwurst ist entsetzlich dick,
Der Seppel ist ein Galgenstrick!

und so weiter fort. Der Engländer wurde bis zu Thränen gerührt, und der Sänger hatte die Wette gewonnen.(?)

Depeschen des Louisv. Omnibus.

(Durch unsern Spezial-Cabel.)

Louisville, 29. October. Heute wurde eine von der „Einzigen" zum Austernkönig erhobene Majestät öffentlich gekrönt. Die Krone war aus dickem Eisen-„Blech", das die Einzige jetzt in ungeheuern Quantitäten zu billigen Preisen liefert, verfertigt.

Louisville, 29. Okt Der Stadtrath hat einen Beschluß gefaßt, demzufolge alle erwachsenen Louisviller und solche, die es werden wollen, einen polizeilich geprüften Navyrevolver bei sich führen sollen. Noch nicht gebornen Kindern wird ernstlich empfohlen, mit einem Revolver auf die Welt zu kommen.

St. Joseph, Ma., 29. Octr. Hier herrscht starke Nachfrage nach gut abgerichteten Neufundländern, die keine Zeitungsherausgeber leiden mögen.

St. Joseph, Mo., 29. Octbr. Hr. Mader singt nicht mehr: „Wie schön leuchtet der „Morgenstern", sondern pfeift auf dem letzten Loch.

Spanien, 29. Octbr. Bevor die Königin die Gränze überschritt, erließ sie noch eine Amnestie. Die Denkschrift wird nachfolgen.

Paris, 29. Octbr. Der Kaiser wird bei seiner Rückkehr die Lippen zusammendrücken, was als ein sehr friedliches Symptom aufzufassen sein soll.

Von der spanischen Küste, 29. Octbr. Es lebe das Selbstbestimmungsrecht des spanischen Volkes! General Prim fährt an den Küstenstädten entlang und läßt überall fragen, ob man sich der Revolution anschließen wolle oder nicht. In letzterem Falle wird die Stadt bombardirt.

Louisville, 29. Octbr. Die officiösen Nachrichten: daß die Königin von Spanien ein Haus in der Feld-„Marschall" Straße, für ihren Freund Marfori aber eine benachbarte Schneidsäge und für Gonzalez Bravo einen großen Torfstich gekauft habe, ist unbegründet.

Die Kreuzzeitung erhielt die Bewilligung zu einer Sammlung für die spanische Insurrektion und sind bereits Liebesgaben eingelaufen.

Von einer solden Wittwe. Motto: Es ist sehr gut, wenn diese Wirthschaft, die mich schon so lange geärgert hat, einmal aufhört. 5 Sgr.

Von einem armen Lehrling: Ich unterstütze Alles, was unsere Mission fördert. Statt eines Kuchens..... 1 Sgr.

Von einem Dienstboten. Ein paar Hemden.

Von einem alten Königstreuen: Gottes Gnade beschütze unsern edlen Grafen Bismark!..... 2 Sgr.

Doppelte Verwendung. Baumeister: „Also jetzt müßt Ihr Euch entscheiden, jetzt müßt Ihr's sagen, was Ihr wollt; jetzt kann ich den Plan noch ändern; morgen ist's zu spät! Wollt Ihr ein Gemeindehaus oder einen Ochsenstall?"

Bauer: „I moan, es kummt alleweil auf's Nämliche 'raus! Macht's a Mal a Gmoanhaus, an etliche Ochsen haben ja dengersch't d'rin Platz."

Praktische Botanik. Anna: „Herr Lehrer, gehen wir heute nicht einmal zum Botanisiren auf den Schurhof?"

Lehrer: „Ja, warum denn gerade auf den Schurhof?"

Anna: „Drum, hat der Vater gesagt, es gebe dort so einen guten Käs."

Die Tage der Müßiggänger sind nichts als schlaflose Nächte, die Nächte der Arbeitsamen sind nichts als Vortage der Arbeit.

Gesetz-Auslegung.

(Von unserem Mecklenburgischen Mitarbeiter.)

§ 1. Die Freizügigkeit ist eingeführt. Alle Beschränkungen derselben fallen fort.

§ 2. Die Niederlassung darf zwar nicht verweigert werden; doch folgt daraus keineswegs, daß sie überall bewilligt werden muß.

§ 3. Ein Heimathsschein ist nicht mehr erforderlich; doch soll jeder, der solchen nicht besitzt, als Vagabund betrachtet werden.

§ 4. Die Pässe sind abgeschafft. Es genügt in Zukunft ein behördliches Attest, worauf sich das Signalement des Reisenden, Ziel und Zweck der Reise genau verzeichnet finden.

§ 5. Nur zur Sicherheit des Reisenden ist dieser Schein in jeder Ortschaft, wo derselbe einkehrt, mit einem amtlichen Stempel zu visiren.

§ 6. Die Wanderbücher sind aufgehoben. An ihre Stelle tritt nun mehr ein einfacher Reiseerlaubnißschein, der den Inhaber vor der Schul- und Arbeitsstrafe vollkommen schützt.

§ 7. Die Special-Gesetzgebungen der einzelnen Städte und Ortschaften werden selbstverständlich von der allgemeinen Bundesgesetzgebung nicht berührt.

Kleine Frühstücksplaudereien.

Wenn man das badische Ländchen auf der Karte ansieht, wird man an eine bereits ausgestreifte Wurst erinnert; der aus Preußen nach Baden verschriebene Kriegsminister weiß aber doch noch eine hübsche Quantität herauszuziehen. Er übernimmt nämlich auch das von dem Prinzen Wilhelm — dem nicht dagewesenen Flügelmann des sel. achten Armeekorps—jetzt niedergelegte Commando mit dessen Gehalt, bezieht also 800 fl. als badischer Kriegsminister und noch einmal 8900 fl. als Armeecommandant.

Nachdem der sächsischen Armee noch ein' und die andere berechtigte Eigenthümlichkeit gelassen worden war, kommen nun auch die bekannten Schirmmützen in Wegfall. Du sollst keinen andern Schirm haben, als den preußischen, und die Preußen haben keine Schirme.

Der östreichische Abgeordnete Mühlfeld, der Zertrümmerer des Concordats und Schöpfer der interconfessionellen Gesetze wurde bei seinem Tode einer förmlichen Landestrauer gewürdigt. Noch kein Bürgerlicher, am wenigsten ein Liberaler hatte in Wien ein solches Leichenbegängniß. Die Anregung zu einem Denkmal ergab sich von selbst. Und was kam seitdem zu diesem Zwecke zusammen? 279 fl. Das Krasseste aber ist eine Mittheilung im „Hannsjörgel," wornach der Direktor des Carltheater, Herr Ascher, für das Mühlfelddenkmal eine Vorstellung zu geben beabsichtigt! Um einen antiklerikalen Todten zu ehren, spielt ein israelitischer Komiker so ausgezeichnet, daß selbst der Ultramontanste lachen muß.

Die Münchener Hauptwache hat nunmehr ihr altehrwürdiges Local verlassen, ohne jemals von den Preußen bezogen worden zu sein. Welche Schicksale ihr im neuen Hause bevorstehen, läßt sich um so weniger bestimmen, als dasselbe—noch nicht einmal fertig ist.

Mütterliches Zartgefühl. Makkin wurde wegen Diebstahls zum Galgen verurtheilt. Die sechzigjährige Mutter des Hingerichteten schnitt den Strick ab. Einige Anwesende schossen für das betrübte Weib eine nicht unansehnliche Summe zusammen. Makkin's Mutter dankte mit Rührung und sagte bei'm Weggehen, indem sie das Geld besah: „Mein armer Hans—hat mir immer Glück gebracht!"

Die dreifache Strafe.

(Fortsetzung.)

Gerade als sie aus dem Hause traten, wurde von der Seite die Fremde, der auf dem Hofe Quartier gegeben war, dem Hause zugeführt. Sie hatte unter einer alten Eiche ausgeruht. Der Stuhl stand noch da. Sie mußte sehr schwach sein. Der Schirrmeister und die Magd hatten sie untergefaßt. Ihr Gesicht war schneeweiß, aber auch in der Blässe des Todes von einer blendenden, zauberisch ergreifenden Schönheit.

Die Mamsell mußte dieses schöne Gesicht unwillkürlich mit einem tief ernsten, prüfenden, fast durchdringenden Blick betrachten.

Der junge Schulze ließ mit einer sonderbaren, inneren Bewegung sein Auge auf ihm ruhen.

Sie mußten Beide weiter, zu dem Leichenzuge.

Der Zug setzte sich in Bewegung.

Voran der Küster, ihm folgten die singenden Schulkinder.

Dann der Leichenwagen.

Unmittelbar hinter ihm gingen die drei nächsten männlichen Leidtragenden. Der Schulze ging in der Mitte der beiden anderen.

Die anderen Männer folgten, wie sie sich vorhin aufgestellt hatten.

Ihnen die Frauen in gleicher Ordnung, in der Mitte der Schwester und Schwägerin die Mamsell Katharina.

Alle folgten dem Leichenwagen zu Fuße, schweigend.

Der Zug bewegte sich zu dem benachbarten Kirchdorfe, das tiefer zurück im Gebirge lag, von dem Hofe ungefähr eine Viertelmeile entfernt.

Dort auf dem Pfarrkirche mußte die Leiche begraben werden. Eine besondere Grabstätte, eine Familiengruft auf dem Schulzenhofe gestattete die bäuerliche Sitte nicht.

Auf dem Kirchhofe empfing sie der Pfarrer.

Die Bestattung erfolgte nach den religiösen Gebräuchen.

Nachdem sie beendigt war, zerstreute der ganze Leichenzug sich nach den verschiedensten Seiten, jeder Einzelne, wohin er wollte oder mußte. Die Leichenfeier war zu Ende.

Die sechs Geschwister kehrten nach dem Limberger Hofe zurück. Ein Wagen, der ihnen nachgefahren war, holte sie ab.

Die Geschwister fanden sich wieder in dem Zimmer zusammen, in dem sie zu dem stillen Trauermahle versammelt gewesen waren.

Die Lücke, die der Tod in einer Familie gemacht hat, die Zurückgebliebenen werden ihrer sich erst dann recht bewußt, wenn sie den Todten der Erde zurückgegeben haben und nun von dem letzten Gange mit ihm in das Trauerhaus zurückkehren. Der geliebte Todte, den sie immer da sahen, ist nicht mehr da. Die Lücke wird zu einer unendlichen Leere. Auch wo man ihn nie gesehen hatte, jetzt vermißt man ihn dort, überall. Und wo ist er? Da hinten auf dem einsamen Kirchhofe, in der finsteren Nacht, in der Tiefe der Erde, zwischen Gräbern und Todten, einsam, verlassen, selbst ein Todter, und doch sieht man ihn nur lebend, in dem weißen Leichentuche und umherschreitend, vor Frost sich schüttelnd, mit den offenen Augen vor sich hinstarrend, seine Lieben suchend, das Kind die schützende Mutter, die Mutter die geliebten Kinder; sie suchen die Lebendigen unter den Todten, sie sehen sich nur unter Todten.

So träumt der Lebendige von den Todten, und er schüttelt sich, und er muß sich andere Gedanken machen.

Die Mamsell Katharina nahm den ältesten Bruder, den Advocaten, auf die Seite. „Doctor" u. der „Doctor" nannte sie ihn, denn er war Doctor der Rechte. Sie sprach lange mit ihm sehr leise. Er nickte ihr bestimmend zu.

„Und Du machst es gleich heute ab?" sagte sie zuletzt.

„Ja, Schwester. Es bleibt mir noch immer Zeit, heute Abend nach Hause zurückzukommen."

„So werde ich Dich mit ihm allein lassen."

„Noch eins," sagte sie dann. „Du thust es nicht umsonst. Du bist der Advocat des Hofes; es wird Dir auch das bezahlt werden."

„Gut Schwester," erwiederte der Advocat, als wenn es sich von selbst verstehe.

Er war der Advocat des reichen Limberger Hofes. Hätte er nicht studirt, so wäre er vielleicht jetzt der erste Knecht des Hofes und seines jüngsten Bruders gewesen.

„Wir lassen den Doctor wohl auf ein Viertelstündchen mit dem Schulzen allein", sagte die Mamsell Katharina zu den Andern.

Sie folgten ihr in ein Nebenzimmer.

Der Advokat und der Schulze war allein.

Der Advocat hatte das trockenste Geschäftsgesicht.

Der Schulze hatte aus dem blassen, kummervollen Gesichte die Thränen wegzuwischen gesucht. Auch seine Miene konnte trotzdem keine geschäftliche werden, als der Advocat sich ihm näherte.

Sie begannen ein rein geschäftliches Gespräch, freilich zu Anfang ohne sonderliche Theilnahme von Seiten des jungen Schulzen.

„Die zehntausend Thaler", sagte der Advocat, „habe ich für Dich an den Baron Rampach ausgeliehen. Das Hypothekendocument werde ich Dir nächstens zustellen."

„Gut, Bruder, ich danke Dir."

„Ich habe nun noch fünfzehntausend Thaler für Dich in der Kassa. Ich hoffe, sie auch bald sicher und gut unterbringen zu können."

„Ich überlasse Alles Dir, Bruder."

„Der Holzhändler in Amsterdam, der vor vier Wochen hier war, hat wieder an mich geschrieben."

„Es kann nichts daraus werden, Bruder."

„Du solltest Dich doch besinnen, Bruder Ernst. Er bietet Dir jetzt viertausend Thaler mehr, nämlich vierundsechzigtausend."

Der junge Schulze wurde auf einmal lebhaft.

„Und wenn er mir siebzig, wenn er mir hunderttausend böte."

„Aber bedenke, Bruder. Es ist ein hübsches Geld und einzig und allein für die Eichen in der östlichen Holzung. Du behältst Holz genug, und Du könntest für das Geld das Rittergut Sanden kaufen. Es grenzt an Deinen Hof und der Baron ist in Noth. Solch' eine Gelegenheit kommt nicht wieder."

„Nein, nein, Bruder. Ich kann mich von dem Holze nicht trennen."

„Das ist Vorurtheil, Bruder Ernst. Der Schlag der Eichen wäre ein rein wirthschaftlicher. Du mußt es selbst am besten wissen. Du warst ein Jahr auf der Forstacademie. Aber weil der Bauer hier zu Lande überhaupt an nichts zäher als an seinem Holzbestande hängt, so willst auch Du nicht."

„Du magst Recht haben, Bruder. Ich glaube, Du hast es. Aber ich kann nicht."

„Es ist Dir ein Schaden von vierzig- bis fünfzigtausend Thalern."

„Wenn auch. Und dann bedenke die Schwester Katharina. Es wäre ihr Tod."

„Ah," sagte der Advokat, „ich sehe schon. Die Schwester Katharina ist es. An sie hatte ich freilich nicht gedacht. Ja, ich glaube, sie würde nicht mehr schlafen können, wenn sie den vollen Eichenkamp nicht mehr auf dem Limberger Hofe sähe. Geben wir daher die Sache auf. Ich werde dem Amsterdamer abschreiben.

Dem Schulzen fiel ein Stein vom Herzen.

Das Herz sollte ihm doch wieder schwerer werden.

„Ich habe nur noch einen Auftrag von der Katharina an Dich," fuhr der Advocat fort.

„Von der Schwester Katharina?"

„Sie wünscht, daß Du endlich daran denken mögest, Dich zu verheirathen."

Der junge Mann lächelte schmerzlich.

„Ich verbinde meine Bitte mit der ihrigen," sprach der Advocat weiter. „Wir Alle. Du bist achtundzwanzig Jahre alt, und es muß eine Frau auf den Hof."

„Die Katharina ist die beste, die hierher kommen kann," sagte der Schulze.

„Aber sie zählt schon achtundvierzig. Sie fängt an, sich nach Ruhe zu sehnen."

„Sie sagte Dir das, Bruder?"

„Ja, und es ist ihr Ernst."

Der junge Schulze wurde nachdenklich.

„Und dann," fuhr der Advocat fort, „hat sie noch einen Grund, den ich ebenfalls nicht verwerfen mag. Seit anderthalbhundert Jahren sind wir Althof's Schulzen auf dem Limberger Hofe. Ich habe nun keine Söhne. Unser armer Bruder Franz ist im Irrenhause, und wer weiß, ob er je geheilt wird. Wenn nun Du nicht heirathest, so würde der Name Althof auf dem Hofe aussterben, der Name Schulze zum Limberge würde auf eine andere Familie übergehen müssen."

Der junge Schulze war unruhig geworden. Er konnte augenscheinlich dem Gewichte der Gründe des Bruders sich nicht entziehen, und er hatte keine Gegengründe, wenigstens keine, die er vorbringen mochte.

Der Advocat selbst brachte einen vor.

„Die Schwester Katharina kommt Dir auf mein Bitten entgegen. Sie konnte sich früher nur eine Schulzentochter als Schulzin hier auf dem Hofe denken. Ich habe sie jetzt überzeugt, daß das nichts für Dich ist. Du bist auf Hochschulen gewesen, Du bist ein Mensch von vielseitiger Bildung. Eine Bauerntochter kann nicht mehr Deine Frau werden. Katharina selbst wünscht, daß Du nach Deiner freien Wahl Dir eine gebildete, auch Deinem Geiste ebenbürtige Frau aussuchest."

Der junge Mann war erröthet. Er ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab.

„Du könntest Dir ein Edelfräulein aussuchen", fuhr der Advokat fort, „obwohl wir Alle das nicht wünschen würden. Denn auch ein Schloß könntest Du Dir bauen. Der Limberger Schulzenhof trägt zwei adelige Schlösser. Aber genug der Worte, Bruder Ernst. Sieh' Dich um unter den Töchtern des Landes und laß uns im nächsten Frühjahre hier eine Hochzeit feiern. Schlage ein."

Der junge Mann zögerte. Aber er gab doch dem Advocaten die Hand, langsam, und sein Gesicht war wieder bleich und kummervoll geworden.

Der Advocat öffnete die Thür des Nebenzimmers.

„Ihr könnt wieder hereinkommen."

Sie kamen wieder herein.

Die Mamsell Katharina sah den Advocaten fragend an.

„Alles gut!" nickte er ihr mit dem Kopfe zu.

Die Mamsell öffnete ein Portemonnaie, nahm einen Zehnthalerschein heraus und gab ihn dem Advocaten.

„Für Deine Bemühung, Doctor."

Der Advocat steckte den Schein so ruhig ein, als wenn er ihn von einem wildfremden Clienten für einen juristischen Rath erhalten hätte.

Er war der Advocat des Schulzenhofes.

Sein Wagen wurde unterdeß angespant. Seine Geschäfte riefen ihn noch heute zur Stadt zurück.

Auch den Kaufmann die seinigen.

Sie fuhren zusammen ab; Beide mit ihren Frauen.

Die älteste Schwester und der jüngste Bruder waren wieder allein.

Sie räumte auf in dem Zimmer.

Er saß am Fenster und träumte.

Sie war mit dem Aufräumen fertig.

„Ah, beinahe hätte ich die Kranke, die Fremde vergessen. Ich muß doch sehen, was sie macht."

Der junge Schulze fuhr plötzlich aus seinen Träumen auf.

Er starrte nach einer alten Eiche hin, die an der Seite des Hauses stand. Ein leerer Stuhl war noch an den mächtigen Stamm gelehnt. Dort hatte die fremde Kranke gesessen. Von dort war sie gekommen, als er zuerst das auch in der Blässe des Todes bezaubernd schöne Gesicht gesehen hatte.

Die Schwester hatte unterdeß das Zimmer verlassen, um zur Kranken zu gehen.

6.

Eine Liebesgeschichte.

Der Mensch denkt und Gott lenkt!

Ein Sprichwort ist ein wahres Wort. Auch jenes. Gott lenkt auch in seinen Prüfungen, die er dem armen Menschenherzen auflegt.

Die Mamsell Katharina auf dem Limberger Schulzenhofe saß in sehr tiefem Nachsinnen am Fenster. Sie erwartete Jemanden, der auf den Hof kommen sollte. Ihr Auge wahrte das Heck des Hofes und die Gegend, in der die von der Landstraße her führende Obstallee ausmündete. Man sah in ihrem Blick in eine gewisse Spannung.

Was sie erwartete, wollte noch immer nicht kommen.

Etwas Anderes, stellte sich ihrem Blicke dar, und er erheiterte sich nicht; ihr Gesicht erfüllte sich mit Sorge. Und es war doch ein so freundliches Bild, daß diese Sorge in ihr heraufrief.

Aus dem Hause waren ein junger Mann und ein junges Mädchen herausgetreten. Sie gingen unter dem Fenster vorüber, an dem die Mamsell saß. Sie sahen sie nicht. Ihre Gedanken waren wohl mit etwas Anderem beschäftigt, als mit der Mamsell. Und doch vielleicht auch mit ihr.

Sie gingen neben einander, Einer dicht an der Seite des Anderen, mit einer gewissen Vertraulichkeit, und doch wieder mit einer Fremdheit. Sie kannten sich, sie waren wie längst mit einander Bekannte; aber Keiner wagte es sich, Keiner wagte es dem Andern zu gestehen. Es hielt sie etwas von sich zurück. So waren auch ihre Blicke. Sie suchten einander zu finden. Sie flogen zurück, sie mieden sich, wenn sie sich gefunden hatten; sie mußten sich von Neuem suchen, um sich von Neuem zu meiden.

Es war im Spätsommer, im Monat August.

Dritthalb Monate vorher war das Leichenbegängniß des Schulzen zum Limberge gewesen. An dem Tage des Begräbnisses war die junge Dame durch den Schirrmeister des Postwagens auf den Limberger Schulzenhof sehr krank und schwach gebracht worden. Sie hatte gastfreundliche Aufnahme gefunden.

Der Schirrmeister war am anderen Mittage, wie er versprochen hatte, zurückgekommen, um die Reisende wieder mitzunehmen. Er konnte sie nicht mit sich nehmen. Sie war schwächer, kränker geworden. Er mußte sie auf den folgenden Tag da lassen, und den darauf folgenten, und die nächsten Tage. In der anderen Woche brauchte er gar nicht wieder nachzufragen. Die Reisende war in ein schweres Nervenfieber verfallen. Erst nach vollen vier Wochen war sie außer Gefahr. Nach weiteren vier Wochen erst konnte sie das Bett verlassen. Nach vierzehn Tagen dann erst war sie so weit gekräftigt, daß sie ihre Reise hätte fortsetzen können.

Da trat etwas anders ein.

Die fremde Kranke hatte auf dem Schulzenhofe eine Pflege gefunden, als wenn sie ein Kind des Hauses sei, und die Tochter eines Edelmannes hätte sie im väterlichen Schlosse nicht besser finden können. Zwei Mägde waren nur für sie da, bei Tag und bei Nacht an ihrem Bette zu wachen und den Anordnungen nachzukommen, die täglich der Arzt aus der benachbarten Stadt ertheilte.

Die Mamsell Katharina selbst überwachte die Mägde und die Pflege. Aus allgemeinem menschlichen Mitgefühl und Pflichtgefühl, und um der Ehre des Limberger Schulzenhofes willen. Nicht aus einem anderen Grunde.

Ein anderer Grund hätte sie zu dem Gegentheile bestimmen können.

Der Schirrmeister hatte mit der Fremden nur einen sehr kleinen, leichten Reisesack überbracht. Weiter nichts.

Die Mamsell schüttelte den Kopf.

„Die wäre ordentlicher Leute Kind, wie die Grethe sagte?"

„Sie kann gar nicht weiter reisen, sie hat das Nervenfieber," sagte die Mamsell am vierten Tage zu dem Schirrmeister. „Sie können nun nur auch ihre anderen Sachen herherbringen."

„Welche anderen Sachen?" fragte der Schirrmeister verwundert.

„Nun, ihre Reisesachen, die sie mit sich im Postwagen führte."

„Sie hatte nichts als die kleine Reisetasche."

Die Mamsell verwunderte sich noch mehr, als der Schirrmeister.

„Die ist nicht ordentlicher Leute Kind," sagte sie sich dann. „Und was mag sie selbst sein?"

Sie hatte, als das Fieber der Kranken das Bewußtsein nahm, die Reisetasche öffnen müssen, um Wäsche und Aehnliches für sie herauszunehmen. Sie hatte nichts darin gefunden, als ein einziges Hemd, ein Taschentuch, zwei paar Strümpfe.

Nachtzeug und ein Morgenrock hatte sich auch noch darin befunden. Die Kranke selbst hatte sie am Abende ihrer Ankunft herausgenommen.

Außerdem besaß sie den Anzug, in dem sie angekommen war.

Das war Alles, was die Fremde mit sich führte, und was sie auf der Post bei sich gehabt hatte. Und sie war, wie der Schirrmeister gesagt, schon Tage lang gereist, und sie war noch für eine Reise von mehreren Tagen eingeschrieben, bis nach der Seeküste.

Die Mamsell Katharina war es heiß und kalt überlaufen. Sie, die in Kleidungsstücken und in ganzen Bergen von Leinwand wühlte! Nur das eine Hemd, oder zwei! Das wollte ihr in das Herz schneiden.

„Das arme Kind!" rief sie voll Mitleiden.

Aber dann siegte doch wieder das Mißtrauen und sie mußte immer bedenklicher den Kopf schütteln.

„Das kann unmöglich mit rechten Dingen zugehen. Das muß einen Haken haben. Wer mag die Person sein? Woher kommt sie? Wohin wollte sie?"

Sie war von der strengsten Redlichkeit. Sie hätte für Alles in der Welt in der Reisetasche oder in den Kleidern der Kranken nicht nach einem Briefe oder sonst nach einem Stück Papier gesucht, und wenn ihr eins unter die Hände gekommen wäre, sie hätte es nicht geöffnet, vielleicht nicht einmal die Aufschrift angesehen. Vor den Zeichen in der ärmlichen Wäsche konnte sie indeß ihre Augen nicht verschließen. Aber sie las nur den einfachen Buchstaben A., freilich in außerordentlich feiner und kunstvoller Weise hineingestickt.

Wenn auch nicht neugieriger, doch weniger gewissenhaft waren die beiden Mägde gewesen, die bei der Kranken wachten und sie pflegten. Allein auch sie hatten nur ein Kopfschütteln.

„Es ist kurios, Mamsell, in allen Taschen und Kleidern kein Streifen Papier, nicht einmal ein Gebetbuch, worin ihr Name stünde."

„Ihr solltet Euch schämen," sagte strenge die Mamsell, „daß Ihr anderer Leute Sachen durchsucht. Und nun gar einen Kranken! Wißt Ihr nicht, daß die unter dem besonderen Gottesschutze steht?"

„Aber, Mamsell, kurios bleibt es doch, so mit gar nichts in die weite Welt hineinzureisen."

Die Mamsell mußte darauf schweigen.

Der Schirrmeister kam einmal wieder, um sich gelegentlich nach der Kranken zu erkundigen. Sie fragte ihn doch nach dem Namen der Fremden. Er hatte ihn nur flüchtig in dem Passagierzettel des Postwagen gelesen. Das war schon so lange her. Wo jetzt der Zettel sei, das möge Gott wissen.

„Gott mag mehr wissen!" sagte sich die Mamsell. „Richtig ist die Sache nicht."

Dabei blieb sie.

Dabei blieb sie selbst wenn sie in das schöne, feine, edle Gesicht der Kranken schauete, die in dem schweren Fieber wie ein Engel des Leidens, aber auch wie ein Engel der Milde, der Demuth, des klarsten Seelenadels da lag. Sogar die Fieberphantasien der Kranken trugen ein Gepräge der Sanftmuth und Milde. Sie klagte darin nur über den engen Postwagen, über sein Stoßen, über das langsame Fahren und daß sie ihr Reiseziel nicht erreichen könne.

„Die Sache ist nicht richtig!" Die Mamsell blieb mit Schrecken dabei, als sie auf einmal etwas Anderes gewahrte.

Ihr Bruder, der junge Schulze Limberg, war einmal zufällig in die Stube der Kranken gekommen. Er hatte eilig seiner Schwester etwas zu sagen, die an dem Krankenbette saß.

Er hatte die Fremde seit ihrer Ankunft nicht wieder gesehen. Er hatte sich bei der Schwester nach ihr erkundigt, aber mit keiner anderen, als einer allgemeinen Theilnahme. Der Tod der Mutter, so Vieles, was in Folge dessen zu ordnen war, die Ernte des Sommers, so Manches hatte ihn zu viel beschäftigt, als daß er zu Träumereien wieder Zeit gehabt hätte. Da sah er die Kranke wieder. Es war in der Zeit des Entweichens des Fiebers. Sie lag schlummernd im Bett. Schneeweiß, die feine Haut klar und durchsichtig, jene Engelsmilde in dem schönen Gesichte.

Es fuhr ihm durch das Herz. Er mußte den Blick noch einmal zu ihr wenden Er sprach zerstreut mit der Schwester.

Die Mamsell Katharina bemerkte es nicht.

Sie achtete auch nicht darauf, als er am folgenden Tage wieder kam, und darauf abermals und nochmals und dann öfter, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande, bald ohne allen Vorwand, blos um nachzusehen, wie es der Kranken gehe. Wie konnte sie denken, daß der Schulze Limberg für eine wildfremde Person, mit der es nicht richtig sein möge, ein anderes Interesse haben könne, als das eines allgemeinen Mitleides, das auch nur sie zu dem Bette der Kranke führte?

Als er aber dann länger blieb, mit der mehr und mehr genesenden Kranken sich in Gespräche einließ, sich an das Bett der Kranken setzte, die Schwester einlud zu bleiben, damit er noch länger bleiben könne, da wurde sie doch aufmerksam und immer aufmerksamer, und sie sah Manches, was sie früher nicht gesehen hatte, und es machte sie unruhig und immer unruhiger.

Es waren brennende Blicke, mit denen der stille, junge Mann die fortschreitende Genesung, das wiedererstarkende Leben, die wunderbar wieder aufblühende Schönheit der Fremden verfolgte.

Und auch sie, die Kranke, hing mit einer so eigenthümlichen Innigkeit an der feinen Gestalt und dem ausdrucksvollen, schönen, blassen Gesichte des jungen Mannes und wenn sie sich dann manchmal vergessen hatte, dann gewahrte man einen so sonderbar wehmüthigen Schmerz in ihrem Gesichte, sie starrte wie in eine tiefe Nacht vor sich hin, und plötzlich schrack sie auf, als wenn ein entsetzlicher Gedanke sie ergriffen habe und zu erdrücken drohe.

Die Mamsell Katharina mußte dann nicht minder erschrecken.

„Sie wollte sich wohl beruhigen: „Es ist ja nicht möglich, daß der Schulze Limberg sich je an eine Person hängen kann, von der kein Mensch weiß, wer und was sie ist."

„Aber nun mußte sie nur um so mehr wissen: „Wer ist sie denn? Woher kommt sie? Wohin wollte sie?"

Sie fragte angelegentlicher, als ihr wohlwollendes Herz es ihr sonst gestattet hätte. Sie erfuhr nichts. Ein um so schreckhafteres Geheimniß lag vor ihr.

„Wie belästige ich Sie schon so lange hier," hatte die Genesende eines Tages gesagt.

„Auf dem Limberger Hofe," erwiderte ihr die Mamsell, „können Sie Jahr und Tag bleiben, ohne Jemanden zu belästigen. Sie sind hier gern gesehen, Ihre Angelegenheiten möchten Sie denn weiter rufen—"

„Gewiß möchte ich gern bald das Ziel meiner Reise erreichen."

„Ist es noch weit von hier?"

„Ich war auf dem Wege nach England."

„Sie haben Verwandte dort?"

„Ich wollte dort eine Stelle als Gouvernante übernehmen."

„Sie waren schon früher Erzieherin?"

„Ja."

Die Kranke wurde glühend roth bei dem „Ja". Sie konnte es sagen. Sie war drei Jahre lang die Gehilfin einer Lehrerin und Erzieherin gewesen, freilich im Zuchthause.

Die Mamsell sah ihr Erröthen. Ihr Mißtrauen wuchs.

„Waren Sie hier in der Nähe?"

„Im südlichen Deutschland,"

„Dort ist auch wohl ihre Heimath?"

„Nein."

„Aber Angehörige haben Sie dort?"

„Auch nicht. Ich habe gar keine Angehörigen mehr."

Das Wohlwollen drängte doch die Strenge in dem Innern der Mamsell zurück.

„So jung," sagte sie, „und ohne Angehörige! Allein und krank unter wildfremden Leuten! Und das Loos einer Gouvernante ist ein schweres, besonders in England."

Und, setzten ihre Gedanken hinzu, nur zwei Hemden und ein Kleid!

Die Kranke seufzte. Sie konnte in ihren Gedanken noch mehr hinzusetzen: Und eine aus dem Zuchthause entlassene Diebin!

„Darf ich Ihren Namen wissen, Kind?" fragte die Mamsell, und nur in ihrem Wohlwollen. „Sie haben nur einmal der Grethe gesagt, daß Sie Anna heißen."

„Ich heiße Anna Eberhard."

Die Kranke erblaßte bei den Worten. Sie konnte den Namen Eberhard nur leise aussprechen.

Der Mamsell entging es nicht.

„Aus—?" fragte sie schnell fast hastig.

„Aus Böhmen."

Die Mamsell fragte nicht mehr.

„Da ist ein Geheimniß, das Geheimniß einer Landläuferin! Wenn der Mensch von einer schweren Krankheit genesen ist, so drängt es ihn, von der Vergangenheit, von der Zukunft zu sprechen, von seiner Kindheit, seiner Heimath, von Eltern, Geschwistern—! Sie scheut jede Antwort, jede Erinnerung.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Wie man athmen soll. Daß der Mensch mehr von der Luft als von irgend etwas Anderem lebt, geht daraus hervor, daß wir zwar Hunger und Durst lange ertragen, das Athmen aber kaum für eine Minute entbehren können. Zum Einathmen der Luft kann zwar auch der geöffnete Mund dienen, aber naturgemäß und allein richtig ist es, die Lebensluft mittelst der Nase in die Luftröhre und von da in die Lunge zu bringen. Die obere Nasenhöhle hat eine Siebplatte, durch welche die Luft hindurchgehen muß und von welcher eine Oeffnung über dem Gaumen her in den Schland mündet. Die Siebplatte wie die ganze Nasenhöhle ist mit einer dicken, stets feucht gehaltenen Schleimhaut überzogen. An dieser werden die feinen Körperchen wirksam, welche als Riechstoffe mit der Luft eingezogen werden, und an dieser soll Alles hängen bleiben, was als schädliche Beimischung der Luft eingeathmet wird und deshalb nicht in die Lungen sollte. Dazu gehören Staub, Pilzsporen, von welchen die Luft voll ist, die unsichtbar kleinen Eier der Infusorien und selbst die Miasmen d. h. giftigen Ausdünstungen und Ansteckungsstoffe. Die genannte Schleimhaut soll alles Genannte auffangen und, der Ordnung der Natur gemäß, mit der ablaufenden Feuchtigkeit der Nase wieder ausscheiden. Dieser wohlthätige Naturzweck wird vereitelt beim Athmen durch den Mund. Vorzugsweise in einem Krankenzimmer halte man den Mund geschlossen und athme nur durch die Nase — noch besser, man thue das Letztere immer und überall.

☞ Wie lange soll man schlafen? Die Frage, wie viel Schlaf der Mensch bedarf, kann nicht so allgemein beantwortet werden. Das Bedürfniß des Schlafes ist bei verschiedenen Personen verschieden. Wer hart arbeitet, besonders geistig, braucht mehr Schlaf als der Faullenzer. Es ist keine Frage, daß das Gehirn während des Wachens ebenso seine Kraft zusetzt, wie der Körper und dieselbe durch den Schlaf wieder gewinnen muß. Die erfinderische Grausamkeit des Mittelalters kannte eine furchtbare Art langsamer Hinrichtung, die darin bestand, daß man dem Verurtheilten den Schlaf entzog, und so oft er im Begriff war, einzuschlummern, ihn wieder wach rüttelte. Solche Unglückliche starben zuletzt regelmäßig im Wahnsinn. Der Schlaf ist so nothwendig wie Essen und Trinken, und die beste Regel ist die, genau so lange zu schlafen als die Natur verlangt. Man gewöhne die Kinder daran, sofort nach dem Erwachen aufzustehen, entziehe ihnen aber keinen Augenblick wirklichen Schlafes, weil man dadurch der Natur Gewalt anthut. Zu Bette gehen, wenn der Schlaf sich einstellt und sobald man des Morgens die Augen öffnet, sich erheben, ist die beste Gesundheitsregel, die freilich nicht alle Leute befolgen wollen oder können.

☞ Was ist Katzenjammer? Glasbrenner beantwortet diese Frage mit Folgendem:

Katzenjammer ist einer der wunderbarsten Zustände des Menschen, ein Phänomen für Physiologie und Pathologie. Keine Sprache ist reich genug, um ihn zu beschreiben. Er ist ein Mittelding zwischen Trunkenheit und Nüchternheit. Er ist die Reue des Magens. Er ist die Katzenmusik, die der Kopf dem Magen bringt. Er ist ein moralisches Ragout von Uebersättigung, Durst, Ueberfluß, Idiosynkrasie und noch nicht zum Durchbruch gekommener Besserungsvorsätze.

Katzenjammer ist ein Janus, der zurück schaut auf die Vergangenheit der leeren Fleischtöpfe Aegyptens und der nach vorwärts blickt in die Zukunft mit der soliden, halbglaublichen Devise: „Ich thu's nicht wieder!"

Katzenjammer ist der herrschende Feudalismus nach der Epoche der Freude und Freiheit. Katzenjammer ist die Encyklika Krankheit des Gehirns. Er ist die Rechnung des Stoffes, welche der Geist bezahlen muß. Er ist ein Hundejubel der Reaction. Er ist der Aschermittwoch des Carnevals, die Seekrankheit der Weinflaschen und endlich das dunkle Gefühl, worin sich der Magen selbst im Magen dreht.

☞ Ausgebrochen. Aus der Rockport, Ind., Jail sind in der Dienstag Nacht zwei Gefangene Namens O. Jaynes und Henry Bitts, ausgebrochen. Der erstere steht unter der Anklage, am 4. Juli in Eureka einen Neger ermordet zu haben, während der letztere ein Pferd gestohlen haben soll. Der Sheriff von Spencer County hat eine Belohnung von $200 für die Habhaftwerdung der Flüchtlinge ausgesetzt.

☞ An der Evansville, Henderson und Nashville Eisenbahn südlich von Henderson sind jetzt über 400 Arbeiter beschäftigt und der Bau der Bahn nimmt einen erfreulichen Fortgang. Die Bahn ist bereits bis an die Deer Creek fertig und auch die Brücke über dies Flüßchen ist vollendet. Ferner ist das Bahnbett bis auf 10 Meilen über die Deer Creek hinaus für das Legen der Schienen bereit und man zweifelt nicht, daß die Strecke von dort ab bis Madisonville — nur 8 Meilen — noch vor dem neuen Jahr mit Leichtigkeit vollendet werden kann.

Omnibus-Briefkasten.

Hrn. G. T. und F. F., St. Louis, Mo.—Der Omnibus geht jeden Sonntag Morgen um ein Uhr zur Presse und wird um halb fünf jeden Sonntag Morgen der Post zur Beförderung übergebeu. Für Ihre Anerkennung um unser Streben danken wir Ihnen herzlich.

Fr. J. K. in L. — Die modernen Uhren sind zwar etwas größer, doch wäre es Luxus, wenn Sie aus diesem Grunde eine kleine, gut gehende Uhr nicht mehr trügen.

Hrn. F. S., Wilmington, N. C. — Die von Ihnen eingesandten Manuscripte sind der Mehrzahl nach zu wenig populär. — Einiges davon jedoch werden Sie in nächster Zeit erscheinen sehen.

Hrn. A. H., Paducah, Ky. — Konnten bis jetzt die Planters Co. nicht finden und uns auch keine besondere Mühe geben, da unsere Zeit zu sehr in Anspruch genommen ist. Sie hätten sich gleich schriftlich an die Compagnie wenden sollen, als das Pferd verloren ging.

Hrn. G., St. Joseph, Mo. — Sie haben Recht. Sollte jedoch mit dem Mädchen Mißbrauch getrieben werden, was dem Schurken wohl zuzutrauen, so geben Sie dem Herausgeber dieses Blattes nur Nachricht und dem armen Mädchen, dem man sein sauer Erspartes nahm, wird sogleich Reisegeld übersandt werden, um hierher zurück zu kommen, und in einer der reichsten und respektabelsten Familien und zwar nicht in einer „Magdstellung" untergebracht werden. Wir glauben selbst daß der Fragliche vorläufig ganz warm in St. Joseph hätte bleiben können, wenn er sich nicht gegen uns in seiner gewohnten Weise betragen hätte. Uns war er weder dort noch hier im Wege. Es scheint, Sie haben Recht, sein Verhängniß wird sich erfüllen.

Abonnent, Indianapolis. — Der Witz über Krippenstapel's Frage, wo denn Egypten liege, hat bereits die Runde in den meisten Witzblättern gemacht im „Omnibus" erschien er zuerst.

☞ Selbstmordversuch. Aus Kansas City Mo., wird geschrieben. Ein gewisser Jakob Hoffman versuchte vorgestern Nacht Selbstmord zu begehen, und zwar durch Halsabschneiderei. Er brachte sich in der Wagnerwerkstätte gegenüber dem „Southern Hotel" in McGee's Addition, wo er arbeitete und schlief, zwei Wunden vermittelst eines stumpfen Messers bei, was ihm ziemlich wehe that. Er heulte in Folge der Schmerzen so laut, daß die Nachbarn herbeieilten, welche als sie den Thatbestand ausfanden, den in der Nähe befindlichen Constabler Waible holten. Dieser sorgte dafür, daß Hoffman in's Spital gebracht und ihm ärztliche Hülfe zu Theil wurde.

Die beiden Wunden sind nicht gefährlich und man erwartet, daß Hoffman in kurzer Zeit wieder hergestellt sein wird. Hoffentlich wird er an dem einen Versuche genug haben und in Zukunft seine Gesundheit schonen.

Als Veranlassung für die thörichte That wird die unglückliche Ehe, in welcher er mit seiner Frau lebte, angegeben. H. hat sich widerholt dahin geäußert, und sich aus dieser Ursache von seiner Heimath nahe Weston hierher begeben. Seine Familien verhältnisse setzen ihm aber auch hier so sehr zu, daß er dem daraus entstehenden Aerger au die obenerwähnte Weise ein Ende machen wollte.

☞ Die Gerechtigkeit auch einmal schnell. In Evansville scheint das Gericht sehr schnell und energisch seine Geschäfte abzumachen. Am letzten Montag ward in Boonville ein Pferd gestohlen. Der Dieb versuchte mit seiner Beute zu entkommen, — „das Können aber setzte dem Wollen Schranken", und am Dienstag ward derselbe verhaftet, das Pferd wieder zurückgegeben, der Prozeß sogleich eingeleitet und der Dieb, der sich für schuldig erklärte, von einer Jury für schuldig befunden und zu 5 Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt.

Am Samstag darauf schon erreichte der Sträfling Jeffersonville, bezog seine neue Wohnung, wo er, wie wir sehnlichst hoffen, ein gutes Handwerk lernen, und ein brauchbarer Mensch werden wird.

☞ Ein famoses Mittel, um den „Grecian Bend" zu Wege zu bringen. Eine junge Dame, sagt eines unserer Wechselblätter, hat eine sehr billige Methode entdeckt, die „griechische Krümmung" zu Wege zu bringen. Folgendes ist ihr Recept: Esse Morgens gleich beim Aufstehen nüchtern eine Pint grüne Kastanien, zwei große, harte, grüne Aepfel eine abgestandene Wassermelone, ein halb Pfund rohes, geschnittenes Kraut, und ein viertel Pfund Honig. Etwas Milch und Essig erhöhen noch den Effekt. Die „Krümmung" im neuesten Styl wird nach etwa einer halben Stunde ihre Erscheinung machen; die junge Dame mag dann einen Feldkessel als Buckel auf den Rucken befestigen und mit dem vollen Vertrauen die Straße betreten, daß die „Krümmung" mehrere Stunden lang andauern wird.

☞ J. Dolfinger u. Co., Händler in Porzellan, Glas und irdenen Waaren, No. 96, Marktstraße, zwischen dritter und vierter, haben jetzt den größten Vorrath von Waaren auf Lager und verkaufen dieselben zu den billigsten Preisen. ag30

Wein u. Bierwirthschaft,

—von—

Conrad Woerner,

Nordwestliche Ecke Walnut u. Zehnten Straße.



Meinen Freunden und Bekannten erlaube ich mir hiermit anzuzeigen, daß ich in meinem Hause eine Lagerbier- und Weinwirthschaft eingerichtet, und daß bei mir stets frische Oysters, sowie die besten aus Havanna Cigarren immer zu finden sind. Um zahlreichen Zuspruch bittet Conrad Woerner.

ja30 Ecke der Zehnten und Walnut Straße.

☞ Gräßlicher Unglücksfall an der O. und M. Eisenbahn. (Explosion einer Locomotive. Der Conducteur, der Heizer und drei Kinder getödtet und andere Personen verletzt). Einer der schrecklichsten Unglücksfälle, die je in dieser Gegend an Eisenbahnen stattfanden, ereignete sich am Donnerstag Abend gegend 8 Uhr an der Ohio und Mississippi-Eisenbahn bei der „Gravel Pit" Station, etwa 18 Meilen von Cincinnati.

Ein spezieller Frachtzug verließ Cincinnati um 6 Uhr 25 Minuten Abends, unter der Aufsicht des Condukteurs Mills Howe und des Ingenieurs Joseph Gardner. Um 7½ Uhr kam der Zug an der besagten Station an und hielt, um Holz aufzunehmen.

Während dieser Pause wurde Brennholz aufgeladen, die Locomotive geölt und andere Vorrichtungen zur bequemeren Fahrt getroffen und eine Anzahl Kinder aus der Umgegend sah mit neugierigen Blicken der Arbeit zu, als mit einem Male der Kessel der Frachtlocomotive, die mit der Nummer 19 bezeichnet ist, explodirte, mit einem Schalle, den man vier Meilen in der Runde hörte, und mit einer Heftigkeit, die einen der neugierigen Knaben, den Condukteur und den Feuermann des Zuges auf der Stelle tödtete. Zwei andere Knaben wurden dermaßen verletzt, daß sie mehrere Stunden nach dem Ereignisse starben.

Der Ingenieur und ein Bremser, Namens Henry Howe, erhielten schwere Verletzungen, denen sie wahrscheinlich erliegen werden.

Die Locomotive wurde in Fragmente gesprengt, von denen mehrere über den Ohiofluß, etwa eine Meile weit flogen und auf das Kentucky-Ufer herabfielen, während viele andere kleinere Fragmente an Punkten etwa tausend Yards von der ereignißvollen Stelle gefunden wurden.

Der Holzhaufen am Geleise wurde förmlich auseinander geblasen und die Holzblöcke flogen wie Papierschnitzel nach allen Richtungen hin. Eine feststehende Dampfmaschine zum Holzschneiden und das Gebäude, in welchem dieselbe enthalten war, wurden aufgeblasen und in Stücke zerrissen.

Der Condukteur des genannten Zuges, Mills, wurde in die Luft geblasen, an einen Holzhaufen geschleudert, von mehreren Stücken des gesprengten Dampfkessels in's Gesicht und andere Theile seines Körpers getroffen und durch den ausströmenden Dampf dermaßen verbrüht und verunstaltet, daß die Leiche kaum zu erkennen war. Beide Beine dieses unglücklichen Mannes waren gebrochen, fast sein ganzer Rumpf war eine Geleemasse, das Gesicht und der Hals zerfetzt und der Schädel zerschmettert.

Der Heitzer, John Mullane, wurde ebenfalls in schauderhafter Weise getödtet. Fast alle Knochen in seinem Leibe waren gebrochen und der ganze Körper mit klaffenden Wunden bedeckt; die Hirnschale war vollständig abgerissen und weggeblasen und das Gehirn nach allen Richtungen hin verspritzt.

Ein zwölf Jahre alter Knabe, Namens John Smith, dessen Vater ein Arbeiter an der Eisenbahn ist und in Gravel Pit wohnt, wurde etwa 300 Yards weit geschleudert und auf der Stelle getödtet. Sein jüngerer Bruder wurde ebenfalls an einen fernen Punkt geschleudert und dermaßen verletzt, daß er kurz darauf starb.

Ein anderer Knabe, Namens Thomas Murphy, der etwa 15 Jahre alt war, wurde in die Luft geblasen und etwa 50 Fuß weit gegen einen Holzstoß geschleudert, welcher einstürzte und den unglücklichen Knaben begrub.

Als man die ihn bedeckenden Holzblöcke entfernte, fand man den Knaben schauderhaft verletzt und mehrere Minuten darauf erlöste ihn der Tod von seinen Qualen. Sein jüngerer Bruder, ein etwa 6 Jahre alter Knabe, wurde etwa 40 Fuß weit geschleudert und fiel auf ein mit Unkraut bewachsenes Feld herab, wo man ihn später, laut schreiend, jedoch leicht verletzt, fand. — Der Vater dieser beiden Knaben wohnt in North Bend, etwa fünf Meilen von der Stelle, wo die Catastrophe stattfand.

Der Ingenieur, Mr. Gardner, hat 3 Fuß von der explodirten Locomotive gestanden und entkam in wahrhaft wunderbarer Weise dem Tode. Er wurde durch die Explosion niedergeschlagen, am Kopfe, an den Schultern und der Hüfte verletzt und nach Lawrenceburg in besinnungslosem Zustande gebracht, wo er sich gestern Morgen auf dem Wege der Besserung befand.

Henry Howe, der Bremser, erhielt Brüche am Hüftknochen und am Knie und wurde innerlich schwer verletzt, so daß man an seinem Aufkommen zweifelt. Mills Howe, der getödtete Conducteur, war einer der älteren, fähigsten und zuverlässigsten Eisenbahnbeamten. Seinen jähen Tod beweinen seine in der Nähe des ereignißvollen Ortes wohnende Frau und drei Kinder und ein großer Kreis von Freunden, die sich der Verstorbene durch seine Leutseligkeit erwarb. Seine Eltern wohnen bei Woodstock, Vermont. Mullane war ledig; seine Mutter wohnt in Mattoon, Illinois.

Die Räder der explodirten Locomotive blieben auf dem Geleise stehen; ebenso der „Tender". Es scheint, daß die Explosion von unten nach oben wirkte und die Locomotive hoch in die Luft blies und auseinanderriß. Die Ursache der Explosion hat man noch nicht ermittelt.

☞ Liebhaber von guter Gesellschaft, verbunden mit Erfrischungen, welche allen Erwartungen entsprechen, finden diese wiederum heute im Phönix-Garten.

☞ Ein Brief aus Deutschland an Friedrich Meyer ist uns übersandt. Derselbe kann ihn gegen Erstattung der Unkosten bei uns in Empfang nehmen.

☞ Einem erhaltenen Berichte zufolge wurde Freitag Abend ein Bremser von Jemand in Elizabethtown geschossen, Einzelnheiten fehlen uns noch darüber. Wie wir hören, ist der Bremser nicht gefährlich verwundet.

☞ Wir zollten bereits Herrn E. Klauber unsere Bewunderung über die von ihm vorige Woche angefertigten Photographien, die durch einige, welche in den letzten Tagen aus seinem Atelier hervorgingen, nur noch erhöht worden ist.

☞ Wenn uns heute der Himmel noch mit einem freundlichen Sonnenblicke beglücken will, ehe die stürmischen Tage des November Monates eintreten, so rathen wir unsern Lesern, diesen schnell noch mit einem Ausfluge nach dem gemüthlichen Woodland Garten zu benutzen.

☞ Kein Unterhaltungsplatz unserer Stadt bietet Besuchern bessere Musik, Speisen und Getränke oder freundlichere Behandlung und Aufwartung als der Löwen-Garten, weshalb wir unsern Lesern rathen, sich dort heute Nachmittag zu amüsiren.

☞ Von morgen an werden die Unterrichts-Stunden in allen öffentlichen Stadtschulen hier von neun Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags gehalten und Recesse von 10½ bis 10¾ Uhr Vormittags und von 12 bis 12½ Uhr Mittags stattfinden. Diese Veränderungen beschränken sich natürlich nur auf das Winter-Semester.

☞ Unsere Leser, welche sich nach der Woche Müh' und Lasten eine angenehme Erholung gönnen wollen, dürfen nicht versäumen, das Theater der Thurnhalle heute Abend zu besuchen. Die interessante aus dem Leben gegriffene Posse „der Geliebte dreier Frauen" (o! der beneidenswerthe Sterbliche) kommt zum ersten Mal zur Aufführung und wir sind überzeugt, daß diese Vorstellnng mit großem Beifalle aufgenommen werden wird.

In Berücksichtigung der jetzt eintretenden rauhen Witterung, welche Vergnügungen im Freien nicht mehr möglich macht, dürfen wir uns Louisville Deutsche noch glücklich schätzen, ein gutes Theater zu besitzen, welches uns noch wenigstens eine Erholung darbietet und wir sollten daher mit Recht der wackeren Regie alle Unterstützung gewähren.

☞ „Empire Saloon." Herr Otto Brohm, der Eigenthümer des elegant eingerichteten Wein- und Bier-Salons an der vierten Straße, nahe Markt, hat eine neue Sendung der feurigsten Rheinweine erhalten und verkauft dieselben zu den billigsten Preisen. Eine besondere Attractionskraft wird der Umstand auf Verehrer des Rebensaftes äußern, daß der Schoppen nur zehn Cents kostet. Auch das Bier im benannten Salon ist stets frisch, klar und kühl und wird selbst dem erfahrensten Jünger des göttlichen Gambrinus ein wohlgefälliges Lächeln der Zufriedenheit entlocken. In Herrn Brohm's Salon findet man fast stets einen Kreis gemüthlicher Herren, in deren Gesellschaft ein Jeder, der Sinn hat für gediegene Unterhaltung, mit Vergnügen ein paar Stunden zubringen wird. Daß der freundliche, aufmerksame Eigenthümer nebenbei Alles thut, um seinen Gästen den Aufenthalt in seinem Lokale so angenehm und genußreich zu machen, ist hier so bekannt, daß es kaum einer besonderen Erwähnung bedarf.

☞ Wir statteten vor einigen Tagen der großen Lichter- und Seifen-Fabrik der Herren Meyer und Knaube einen Besuch ab und fanden in der allgemeinen Thätigkeit und Regsamkeit einen sichern Beweis, welchen Fortschritt, Fleiß, Energie und Redlichkeit in kurzer Zeit machen können. Das seit ungefähr ein und einem halben Jahre begonnene Geschäft hat schon derartige Dimensionen angenommen, daß selbst das großartige Fabrik-Gebäde derselben in Butchertown unzureichenden Platz gewährt und dieselben ein Verkaufslager und Comptoir an der vierten Straße, zwischen Main und Wasser, anlegen mußten. Das Fabrikat dieser Firma ist bereits das populärste in der Stadt und wird in jeder wohl eingerichteten Haushaltung als unentbehrlich betrachtet. — Alle Grocerie-Läden halten einen Vorrath davon.

☞ Wenn es euch vorgeworfen wird, daß euer Zahn-Apparatus nicht in gehöriger Ordnung ist, so ist dieses lediglich eure eigene Schuld, da die ganze Welt weiß, daß dieses durch das ausgezeichnete vegetabilische Zahnmittel Sozodont so leicht zu bewerkstelligen ist.

Spalding's Glue, billig, bequem und brauchbar, reparirt Alles. 1w

Verhandlungen des Polizeigerichts.

(Richter C. J. Creig.)

Samstag, den 31. Oktober 1868.

Folgende Prozesse wurden heute in diesem Tribunal zur Entscheidung gebracht:

Jacob Treitz, thätlicher Angriff auf John Fisher, $3 Strafe.

Hillard Martin, Vagabundiren $200 Bürgschaft sich zu verantworten.

Dan Buckley verwirkte Bürgschaft.

Stephen Prather, Diebstahl von E. Smith, unter Bürgschaft von $200 auf Montag verschoben.

Alex. Mansfield und Nellie Miller, ein Amalgamationsfall, nicht ganz in Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Anstandes, mußten jeder $300 Bürgschaft geben sich der Grand Jury vorzustellen.

Bridget O'Riley wurde ihr weiblicher Rausch diesmal vergeben.

James Williams und John Tyler betrunken, $5 Strafe von ersterem und $3 von dem letzteren.

James Sikes, kleiner Diebstahl, an die Grand-Jury verwiesen.

Allen Payne, Anfall auf Hannah Norton, $5 Strafe und $100 Caution auf 3 Monate.

Henry Bernert, Alex. Talbot und Jno. Coleberger, welche Jack Snyder mit Mordabsicht stachen, Prozeß gegen die beiden ersten aufgeschoben, letzterer entlassen.

Jas. Sikes, Wm. Ackley und James Gibson, drei junge Knaben, beschuldigt, Hüte von L. Blitz gestohlen zu haben, unter $100 Bürgschaft, Geo. Murphy, welcher einen dieser Hüte in seinem Besitze hatte, ebenfalls $100 Bürgschaft sich zu verantworten.

Mary Miller, welche $8 aus der Schublade in Philipp Schneider's Saloon stahl, $300 Bürgschaft sich vor der Grand-Jury zu verantworten. Martha Bell, Diebstahl einer goldenen Kette von Lee Granger, Prozeß unter $300 Bürgschaft aufgeschoben.

M. A. Patterson, thätlicher Angriff, mit Absicht zu tödten, auf Dan. Buckley, aufgeschoben.

Allen Payne und Frank Hiser, Diebstahl von Mary Strann, entlassen.

☞ Gestern war ein nasser, kalter, unfreundlicher Tag, welcher uns lebhaft an die Nähe des Winters erinnert.

☞ Herr J. G. Hewitt, Solicitor, berichtet folgende in vergangener Woche südlichen und westlichen Erfindern ertheilte Patente:

Indiana. Wm. Moore, Kokomo, Indicator von niedrigem Wasserstand. W. H. H. Babbitt, New Corner, Damenstiefel. Jeremiah Schroy, Fortville, Fruchtwerkzeug.

Kentucky. Charles Bonche, Louisville, Schreibfedern-Stand. Jno. Enright, Louisville, Bohrer für Gußeisen-Röhren. Louis Schulze, Louisville, Bierkühler.

Tennessee. C. H. Dreßer, Nashville, Pumpe. Jonathan Miley, Trenton, Grabhügel.

* Königliche Launen. Gustav Rasch erzählt in einem Reisebericht folgende Anekdote vom König von Bayern: Der junge König von Bayern leidet hie und da an Schlaflosigkeit. Da fällt ihm in einer Nacht, wo er auf seinem Schlosse am Starnberger See kam, ein, daß es doch recht langweilig sei, so an die dunkle Zimmerdecke zu blicken. Am andern Morgen läßt er sich den Maschinisten des Hoftheaters aus München kommen und sagt ihm: „Hören Sie, lieber X., Sie verstehen es so wundervoll auf unserem Theater, den Mond am Himmel nachzubilden; ich möchte auch gern einen solchen Mond an der Decke meines Schlafzimmers haben." — „Gewiß, Majestät; ich werde einen ebenso schönen Mond an die Decke von Euer Majestät Schlafzimmer machen; aber es muß eine Veränderung mit der Decke vorgenommen werden."—„Und welche?"—„Die Decke muß drei oder vier Mal höher sein, als jetzt, Majestät; sonst ist die Täuschung nicht zu bewerkstelligen." — „Das ist ja zu machen; lassen Sie die Decke durchbrechen." — Und nun wird der Raum des Schlafzimmers nach oben hin um die Höhe von zwei Stock erweitert, und der Maschinist zaubert einen ebenso schönen Mond an die Decke des königlichen Schlafzimmers, wie in den Mondschein-Landschaften am Himmel des Hoftheaters. Aber einige Wochen später gefiel dem Könige der Mond in seinem Schlafzimmer nicht mehr. Wiederum befahl der Telegraph den Maschinisten nach Berg. „Hören Sie, lieber X.", sagte der König, „Ihr Mond scheint um Mitternacht sehr schön, aber gegen Morgen hin gefällt er mir nicht mehr; er wechselt dann die Farbe und wird roth." Der Maschinist erklärt dem König, daß dieser Farbenwechsel daran liege, daß der Mond im Schlafzimmer Seiner Majestät nicht durch Gaslicht, wie der Theatermond, sondern durch Oellampenlicht erleuchtet werde. „Nichts leichter als das zu ändern," sagt der König, und dem Monde zu Gefallen wird auf Schloß Berg Holzgas eingerichtet und von nun an leuchtet der Mond an der Decke des königlichen Schlafzimmers von Mitternacht bis zum Morgen in demselben silbernen Glanze wie der Mond an dem Theaterhimmel.

Omnibus.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Herausgeber: Wilhelm Krippenstapel.

Sonntag, 1. November 1868.

Auf den letzten Augen.

Von Wilh. Albes

(Fortsetzung.)

„Sie Aermste!“ sagte sie mit schmeichelnder Stimme. „Auberg hat mir alles erzählt, daß Sie in reichen, glücklichen Verhältnissen erzogen und aufgewachsen sind, daß Sie eine Stellung eingenommen, die glänzender und ehrenvoller als die meinige, denn was ist ein stilles Landfräulein im Vergleich zu der Dame eines geschätzten Hauses in einer großen Residenz! Und das haben Sie alles verloren und müssen sich hier in eine untergeordnete, dienende Lage fügen!“

„Ein Schicksal, wie es oft im Leben vorkommt, soll ich dagegen murren?“

„Aber nicht wahr, wir haben es Sie nicht allzu sehr empfinden lassen, wenigstens ich mit meinem Vorwissen nicht, ungeachtet ich keine Ahnung davon hatte, wie fein und gebildet Sie sind.“

„Ich habe Ihnen und den Ihrigen nur den herzlichsten Dank für Ihre Freundlichkeit und Milde abzustatten,“ versicherte Henriette. „Was aber konnte den Baron Auberg veranlassen, ein so übermäßiges Bild meines früheren Lebens zu entwerfen?“

„O, verstellen Sie sich nicht! Treiben Sie Ihre großmüthige Aufopferung nicht weiter! Ein Mädchenherz täuschen Sie nicht, und ich—will nicht auf Ihre Kosten glücklich werden.“

„Sie irren, mein Fräulein.....“

„Still, still! wenn auch Auberg sich nicht ganz aussprechen konnte — mir vergingen die Sinne, ich konnte mich in dem Augenblicke so schnell nicht fassen—so habe ich doch genug erfahren, um klar zu sehen. Oder wäre es etwa eine Unwahrheit, was Auberg mir mittheilte, daß ein Plan bestand, Sie mit ihm zu vermählen, daß.....“

Nertha unterbrach sich. Ein Geräusch, welches Jane erhob, und das von einer heftigen, unwillkürlichen Bewegung herzurühren schien, erinnerte sie, daß sie nicht allein waren.

Das Fräulein gab Henrietten einen Wink, still zu sein.

Jane zwang sich zu einem lauten Husten, that, als wenn sie aus dem Schlafe aufgefahren wäre, und da sie sah, daß die Mädchen schwiegen, erhob sie sich polternd und verließ, unverständliche Worte murmelnd, das Zimmer.

„Trotz all dem, was Sie sagen, mein Fräulein,“ wandte Henriette sich jetzt an Nertha, „muß ich Ihnen wiederholen, daß Sie im Irrthum befangen sind. Ich habe nie einen Gedanken an eine Verbindung mit Baron Auberg gehabt, und wenn von anderer Seite je eine Absicht dieser Art bestand, so würde Ihnen ohne die Unterbrechung, welche Ihre Unterredung erfuhr, der Baron weiter erzählt haben, daß sehr große Veränderungen eintraten, welche jene Absicht aufhoben. Sie sehen, daß Sie sich ohne Noth geängstigt haben,“ fuhr Henriette fort, als sie Nertha halb ungläubig den Kopf wiegen sah; „bei etwas mehr Gemüthsruhe würden Sie sich diesen schmerzlichen Anfall erspart haben. Weßhalb Auberg es nöthig erachtete, Ihnen jene Mittheilung zu machen, ist mir nicht klar. Wahrscheinlich besorgte er in der Ueberraschung, die ihm meine Begegnung hier im Hause bereitete, daß ein Gerücht unsere frühere Bekanntschaft zu Ihren Ohren tragen und mißbrauchen könne.“

„Ja, ja,“ sagte Nertha. „Sein Wesen und das Ihrige schien mir bei Tafel so verändert, so, ich weiß nicht zu sagen wie, daß ich ihn darauf anredete, und so gab er mir jene Erklärungen.“

„Die Sie nicht ferner beunruhigen dürfen. Zwischen mir und Auberg bestand nie eine innigere Beziehung, und wäre nie eine solche zu Stande gekommen.“

„Ist das Wahrheit?“ rief Nertha mit aufleuchtendem Blicke.

„Wenn Sie einer Betheuerung bedürfen, so erkläre ich Ihnen bei Allem, was ich verehre, hoffe und glaube, es ist so.“

Nertha faßte Henriettens Hand und drückte dieselbe heftig in den ihrigen.

„Ich danke Ihnen!“ sagte sie mit einem Tone und Blicke, woraus mehr sprach, als sie einräumen mochte; „nicht meinetwegen, sondern um meiner armen Mutter willen, für die es schrecklich gewesen sein würde, ihre sehnlichste Hoffnung so unerwartet zerstört zu sehen.“

Die Rückkehr Janes unterbrach das Gespräch.

Der Morgen war bereits über die Dämmerung hinaus.

Nicht lange darauf erschien die Baronin von Roodhusen und lud Henriette sammt Jane ein, die Ruhe zu suchen.

Henriette fühlte sich zu aufgeregt, für die Enge des Zimmers; sie hoffte, ein Gang durch den Garten in der Frische der grünen Natur würde ihr wohlthun.

So nahm sie den Weg in's Freie und suchte die wilderen, entlegeren Partien des Parkes auf.

Sie athmete leichter als sie in der würzigen Morgenluft unter den Wipfeln dahinschritt, deren Laubwerk die Frühsonne mit goldenem Scheine verklärte. Ihr Herz empfand eine ungemeine Befriedigung, daß es ihr gelungen war, die eifersüchtige Beklommenheit Nertha's zu beseitigen; denn trotz der anfänglichen Ausstellungen, welche diese gegen Auberg erhoben, ließ sich ja nicht verkennen, daß das Bedürfniß liebenden Anschlusses sie beherrschte, um so mächtiger vielleicht, weil die Aussicht auf das Glück der Ehe für sie gering war und sie sich nun dennoch schmeicheln durfte, daß der Mann, den sie ihr eigen nennen sollte, hervorragende Vorzüge der Gestalt und des Geistes zur Schau trug. Daneben hatte Henriette für sich selbst eine Gefahr beseitigt, die ihr Zartgefühl am unangenehmsten berührte, den falschen Schein, daß sie im Gastrecht des Hauses die Zerstörung eines kaum geschaffenen Familienglücks vernrsacht habe.

Räthselhaft, in manchen Stücken abscheulich, kam ihr Auberg vor.

Ihr in derselben Stunde, da er eine andere Verbindung eingeleitet, Erklärungen der feurigsten Liebe zu machen! Der rücksichtslose, selbstsüchtige Mensch, den nur die Berechnung seines Vortheils in allen Dingen zu bestimmen schien, sollte er wirklich vom Taumel einer sinnverwirrenden Leidenschaft ergriffen sein? —

Henriette konnte es nicht glauben. Allein alle Bemühungen, eine Erklärung für sein Benehmen zu entdecken, blieb vergebens.

Indem sie so mit ihren Gedanken dahin wandelte, vernahm sie eilige Schritte hinter sich.

Beim flüchtigen Umblicken gewahrte sie den Junker Wolf, der ein Jagdgewehr an der Schulter trug und mit eiligen Schritten den Weg verfolgte.

Man konnte im Schlosse die Liebhaberei des Junkers, am frühen Morgen einen Streifgang durch Wald und Flur zu unternehmen. — Henriette wollte sich nicht stören. Am nächsten Seitenwege verließ sie den Pfad und lenkte nach dem Schlosse zurück.

Zu ihrem Erstaunen schlug der Junker denselben Weg ein. Nach wenigen Augenblicken war er an ihrer Seite.

„Guten Morgen, mein Fräulein,“ redete er sie an, indem er den Schritt hemmte und ihrem Gange anpaßte.

Es geschah zum ersten Male seit jener unglücklichen Ansprache im Wagen, die Henriette so schlimm berührte, da er sie außerhalb der gewöhnlichen gesellschaftlichen Veranlassung anredete; bei diesen Gelegenheiten war er nach und nach artiger, selbst aufmerksam geworden, jedoch immer einsilbig geblieben und hatte jedes Anredewort vermieden.

Henriette empfand mit Ueberraschung den Wechsel, der zwischen Mamsell und Fräulein lag.

„Wenn Sie keine andere Pflicht haben, als sich in der Morgenluft zu ergehen,“ fuhr er fort, „so gestatten Sie mir, Ihnen einige Minuten das Geleit zu geben; ich möchte etwas sagen und fragen.“

„Welche andere Pflicht könnte mir nach einer durchwachten Nacht voll Aufregung und Sorge unterlegt werden?“ versetzte Henriette etwas empfindlich.

Der Junker gerieth in Verwirrung.

„Meine Ungeschicklichkeit im Reden hat mich wieder einmal etwas Verkehrtes sagen lassen“, entschuldigte er. „Verzeihen Sie, Fräulein! es ist mein Fehler, daß mir die Worte so davon laufen und anders zu verstehen sind, als ich sie meinte. Darum spreche ich nicht gern. Ich habe nicht übles gemeint. Ich war oben und erkundigte mich nach Nertha's Befinden, da hörte ich, daß Sie die ganze Nacht Wache gehalten, und weil Sie an dem Pavillon vorübergehen gesehen, so ging ich Ihnen nach, um Ihnen für Ihre aufopfernde Anstrengung zu danken. Glauben Sie mir, daß ich während Ihres Hierseins wohl schätzen gelernt habe, wie Sie sind. Meine Schroffheit wird sich hoffentlich legen. Ich bin zu kurze Zeit in der Stadt und in der Gesellschaft gewesen; der Hauslehrer, der mich erzog, paßte besser unter die Jäger, als in einen Salon. Aber es wird sich geben, ich fühle es, seit ich den Umgang mit gebildeten Damen gelernt. Ich schätze Sie hoch, und wenn manches anders wäre, wenn es keine Vorurtheile und Rücksichten gäbe — nun es wird die Zeit kommen, da ich Herr bin! Reden wir jetzt nicht weiter davon. Das war's, was ich sagen wollte. Und nun die Frage.“

Der Junker hatte dies mit einer Befangenheit herausgepoltert, die den Zwang erkennen ließ, mit dem er sich dazu betrieb, und die seine eigene Aussage bestätigte, daß er ein schlechter Meister der Rede war.

Henriette hörte die ungeschicklichen Worte, die halb und halb einer Liebeserklärung glichen mit fliegender Verlegenheit an, ohne eine Erwiderung zu machen. Ihre Finger tändelten mit dem Medaillon, das sie, seit sie es nach dem Tode des Hofraths in Besitz bekommen, an einer Schnur auf der Brust trug. Die vielen Bewegungen in der Nacht hatten es aus dem Versteck des Busens geschoben, und so war es in ihre Hand gerathen, ohne daß sie Acht darauf hatte.

Junker Wolf hatte nach jener Erklärung sogleich hinzugesetzt:

„Auberg sprach Sie gestern Nacht?“

Henriette blickte den Junker überrascht an. Die Röthe, welche während der vorhergehenden Rede desselben ihre Wangen gefärbt hatte, verdunkelte sich.

Dem Junker entging dies nicht.

„Seien Sie ohne Sorge,“ fuhr Wolf fort; „ich habe gehört, was er Ihnen sagte, und die Antwort, die Sie gaben. Ich schätze Sie deßhalb um so höher. Mit Auberg werde ich reden. Wenn er sich einbildet, mit uns spielen zu können, so irrt er. Ich werde Sorge tragen, daß er die Verpflichtungen erfüllt, zu deren Eingebung wir uns verstanden haben, und wenn ich ihm wieder auf unbesonnenen Schritten begegne, so werde ich Rath wissen.“

Er sprach diese Worte mit drohender Entschiedenheit und faßte dabei mit heftiger Geberde nach dem Gewehr, daß er mit der Rechten in die Höhe hob.

In diesem Augenblicke hemmte Henriette den Schritt. Sie schwankte, ihr Antlitz überzog sich mit fahler Blässe, die Hände tasteten unsicher in die Luft, als ob sie einen Gegenstand zum Halten suchten.

Der Junker leistete ihr voll Bestürzung Beistand; er leitete sie zum Baumstamm, an dem sie niederglitt, und gab dann mit seiner Jagdpfeife zwei helle Lärmzeichen.

Es währte nicht lange, so erschien Jane durch die Büsche. Eine kurze Strecke hinter ihr folgte Auberg.

Jane war ebenfalls in den Garten gegangen, wo sie laut und unmuthig in dem volksthümlichen Idiome der Gegend vor sich hinredete. Sie schien aufgeregt und und zornig zu sein. Auberg hatte Henriette bemerkt und ihr folgen wollen. Beim Eintritt in den Garten sah er den Junker vorschreiten. Er schlug eine andere Richtung ein, um Henriette entgegen zu kommen. Dabei stieß er auf Jane; er vernahm ihr Selbstgespräch, redete sie in ihrer Weise an und erfuhr, was dieselbe von der Unterredung der beiden Mädchen in der Nacht gehört hatte. Als er beschäftigt war, von der Fluß gebrachten Zunge des blödsinnigen Weibes den Sinn der Drohworte zu entlocken, die sie ausstieß, erscholl das Lärmzeichen des Junkers. Auberg folgte mechanisch den Schritten Jane's.

Der Junker befahl Jane mit Hilfe einer andern herbeigekommenen Person, Henriette in deren Zimmer zu bringen und die Freifrau zu unterrichten.

„Mit Ihnen zwee Worte, Auberg!“ wandte er sich an diesen, als die andern Personen sich entfernt hatten. „Jenes Mädchen darf von Ihnen in keiner Weise behelligt werden. Ihre Ehre ist die meine, ich werde dieselbe eben so streng beschützen, wie die meiner Schwester. Sie haben mich verstanden? Und dann—Sie haben den Eingang in unser Haus durch eine Mittheilung erlangt, unter deren Gewicht ich meinen Vater täglich tiefer gedrückt einherwandeln sehe. Ich muß darauf dringen, daß Sie ausreichende Beweise des Geheimnisses und die Erklärung anderer Andeutungen, die Sie machten, ohne sich weiter auszusprechen, baldigst in meine Hände legen, denn in so wichtigen Angelegenheiten genügt das Wort auch des besten Kavaliers nicht allein. Guten Morgen!

Damit wandte sich der Junker kurz ab und ging seines Wegs.

Auberg sah ihm mit wüthenden Blicken nach. Er that einige Schritte ihm zu folgen, dann besann er sich anders, kehrte nach dem Schlosse zurück, und da alle Welt hier über die Maßen in Anspruch genommen war, verließ er dasselbe in der nächsten halben Stunde.

Als Henriette wieder zur Besinnung kam, fand sie sich in ihrem Zimmer.

Die Freifrau stand neben ihrem Lager nebst dem Arzte. Dieser war gekommen, seine Kranke von gestern zu besuchen. Er fand dieselbe gesund, dafür gab es zwei andere Patienten, Henriette und Jane.

„Erklären Sie mir, was hier vorgeht!“ fragte die Freifrau das Mädchen, welches die Gedanken zusammen zu finden strebte. „Gestern der Unfall mit meiner Tochter, heute brechen Sie an der Seite meines Sohnes zusammen, ohne daß sich derselbe erklären kann warum, und dann fängt Jane einen Unsinn an, den Niemand begreift.“

Henriette hatte unterdessen ihre Blicke um sich geworfen und erschrack über die Unordnung, worin sich ein Theil ihres Obergewandes befand. Die weitgeschnittene, kurze Bekleidung des rechten Armes war bis an die Schulter zurückgestreift, so daß der Arm entblößt lag.

Als Henriette hastig das Gewand zurückzog, fragte sie der Arzt:

„Sie haben ein böses Mal am Arme; es scheint von einer Brandwunde herzurühren, die Ihnen viele Schmerzen verursacht haben muß.“

„Ich habe keine Erinnerung davon; man hat mir gesagt, daß die Narbe aus meiner frühesten Kindheit stammt.“

„Wahrscheinlich,“ wandte sich der Arzt an die Freifrau, „wird der Anblick dieser Narbe entsetzend auf die schwachen Vorstellungskräfte Jane's eingewirkt haben.

Die Freifrau nickte beistimmend.

„Denken Sie nur,“ wandte sie sich an Henriette, „kaum hatte man Sie mit Jane allein gelassen, so stürzt dieselbe mit dem Geschrei „Feuer, Feuer! es brennt!“ aus dem Zimmer, geberdet sich wie wahnsinnig, schreit und weint, und liegt jetzt in den schrecklichsten Krämpfen. Wir eilen herbei und können nichts entdecken. Doch, ich finde auf Ihrer Brust ein Medaillon, das mir gehört. Ich hatte es vor Zeiten meinem Kinde umgehängt, durch die Nachlässigkeit der Wärterin kam es in Verlust. Jane und deren Schwester erhielten viele Vorwürfe darüber, da ich das Medaillon sehr werth hielt, weil es zu meinem Brautgeschenk gehört hatte.“

„Möglich, daß der Anblick des verlornen Kleinods mitgewirkt hat, die Vorstellung der alten Frau zu beunruhigen,“ sagte der Arzt.

„Ja“, bestätigte die Freifrau, „so erklärt sich der wunderliche Vorfall ganz einfach. Aber wie kommt das Medaillon in Ihren Besitz?“

„Ich trage es seit einiger Zeit,“ entgegnete Henriette, „nachdem man es mir gleichzeitig als einen Theil meiner Habe ausgehändigt hatte. Ich betrachtete es als ein Familienstück.....“

„Das kann es nicht wohl sein,“ unterbrach die Freifrau. „Ueberzeugen Sie sich selbst. Diese wenig bemerkbare Feder im Knopf öffnet ein Schild und zeigt mein Bildniß.“

Die Baronin von Roodhusen öffnete das Medaillon und zeigte Henriette das Gemälde.

„Lassen Sie uns über das Eigenthum nicht streiten,“ bemerkte sie dabei; „Sie mögen durch Zufall eben so viel Recht an seinem Besitz haben, als ich. Nur gestatten Sie mir, daß ich dasselbe einstweilen zu mir nehme.“

Henriette konnte nicht widersprechen, wie sehr sie dieser Verlust schmerzte. Sie versicherte, daß sie sich wieder völlig wohl befände. Ihre Ohnmacht sei wohl eine Folge der nächtlichen Anstrengung gewesen; wenn man ihr ein Weilchen Sammlung gönne, so werde sie wieder im Stande sein, ihrem Berufe vorzustehen.

Da auch der Arzt kein Bedenken weiter hegte, so ließ man Henriette allein.

6.

Kanzleirath Sebrecht.

Henriette war tief erschüttert.

Als sie im Park während des Ganges mit dem Junker Wolf das Medaillon in die Hand bekam, hatte sie arglos die darauf eingegrabene Zeichnung angesehen. Die Bewegung, welche der Junker mit dem Gewehre vornahm, zog ihren Blick seitwärts; derselbe fiel auf die Stelle am Schaft, wo man Namenszüge und Wappen einzugraben pflegt.

Wie erschrack sie! Sie erblickte dieselbe Zeichnung auf dem Gewehre, die sich auf dem Medaillon befand: die drei Disteln, welche sie bei ihrer Ankunft über dem Einfahrtthore von Roodhusen wahrgenommen und deren Anblick sie damals schon wie eine Erinnerung berührt hatte. Jetzt hatte sie den Grund jenes Eindruckes vor Augen, das Medaillon hatte ihn veranlaßt.

Welche Bewandtniß hatte es wohl mit diesem Medaillon, das ihr als ein Denkstück aus den ersten Tagen ihres Lebens überliefert war?

Die Ueberraschung und die wunderlichen Vorfälle, die sie mit Auberg und dem Junker gehabt, vielleicht auch die drohende Gefahr des letzteren hatten ihre erschöpften Kräfte schwächer gemacht u. ihr ohnmächtiges Zusammenbrechen veranlaßt. Und nun, da sie wieder zu sich gekommen, war es wiederum das Medaillon, das ihre Sorge bereitete.

Die Baronin von Roodhusen forderte es als ihr Eigenthum; dieselbe war über die Zeit des Verlustes genau unterrichtet; es waren keine Anzeichen vorhanden, daß Henriette zu ihr in irgend einer Beziehung stand; die Baronin selbst sprach dies mittelbar bestimmt genug aus: was sollte Henriette von all dem denken? Was mußte die Baronin von ihr denken? Ließ sich annehmen, daß der Scharfblick der Frau in weiblichen Angelegenheiten nicht wenigstens einen Theil der Verhältnisse ahnte, die Henriette hier umwoben; oder was noch schlimmer war, die auftauchenden Muthmaßungen falsch deutete? Konnte nicht Auberg, um sich selbst zu decken, insgeheim Argwohn aus ihrem Spaziergange mit dem Junker ziehen? Die Roodhusen war stolz auf ihr altes Geschlecht, ein leiser Verdacht hätte genügt, Henriette mit Ungnade, selbst Verachtung zu beladen. Ja, konnte nicht schon der Besitz des Medaillons sie in falsches Licht gestellt haben? Konnte nicht die Baronin von Roodhusen wähnen, daß Henriette dasselbe im Schlosse gefunden und behalten habe?

Diese u. hundert andere ängstliche Sorgen zogen durch die Seele Henriettens und marterten ihr Gefühl.

Sie dachte daran, sich der Freifrau zu offenbaren, ihr mit möglichster Schonung alles mitzutheilen.

Allein nach kurzem Ueberlegen verwarf Henriette diesen Gedanken. Es gab keine Form, die zart genug gewesen wäre, um nicht einen Eindruck zu hinterlassen. Und was sicherte ihr den Erfolg?

Nein! lieber aus diesen unglücklichen Verhältnissen entfliehen. Fort von hier! rief es mit tausend Stimmen in ihrer Brust; fort aus dieser unglückseligen Stellung zwischen Auberg, den sie verabscheute, u. dem Junker, den sie nicht lieben konnte. Fort aus einer Stellung, wo sie möglicherweise gegen die Empfindung ihres Herzens und ohne eigenes Zuthun Anlaß zum Hader zwischen Sohn und Eltern geben konnte.

Henriette nahm sich vor, sobald sie gesammelter sein würde, mit der Baronin über ihr Fortgehen zu sprechen. Auch wollte sie an den Kanzleirath Sebrecht schreiben und ihn bitten, daß er der Baronin bezeuge, auf welche Weise sie in den Besitz des Medaillons gekommen sei.

Gewiß lag in ihren Voraussetzungen viel Uebertreibung; allein als sie mit diesem Entschlusse im Reinen war, fühlte sie sich ermuntert und nach einem Stündchen vermochte sie das Zimmer zu verlassen, um den häuslichen Obliegenheiten nachzugehen.

Auf der Flur mochte sie den Augen nicht trauen; sie begegnete der Freifrau von Roodhusen mit dem Kanzleirath Sebrecht.

Der letztere war eben angekommen und die Dame vom Hause zu seinem Empfang herbeigeeilt.

Beim Anblicke des theuren Bekannten däuchte es dem Mädchen, als ob nun alle Noth und Verwirrung zu Ende gehen müsse; ihm konnte sie ja vertrauen, ihr schwer bedrängtes Herz offenbaren, u. der erfahrene Mann versagte ihr, deß war sie gewiß, seinen Rath und Beistand nicht. Ihr Antlitz belebte sich freudig, da sie auf ihn zueilte.

Auch die Blicke des Kanzleiraths strahlten mit höherm Glanze, als er Henriettens ansichtig wurde.

„Da ist ja unsere liebe Freundin!“ rief er, auf sie zueilend. „Wie habe ich mich gesehnt, Sie zu sehen, um von Ihren eigenen Lippen zu vernehmen, daß Sie sich unter der Obhut meiner verehrten Gönnerin wohl befinden; ich will nur gleich bekennen, schon seit drei Tagen streife ich mit sehnsüchtigem Verlangen um Roodhusen herum.....“

„So lange ließen Sie uns warten, ohne nur von sich hören zu lassen,“ rief die Freifrau vorwurfsvoll.

„Geschäfte, verehrteste Frau Baronin! sehr dringende Geschäfte, denen ich es verdanke, jetzt das Glück Ihrer Gastfreundschaft zu genießen.“

„Das Sie wieder auf einen oder zwei Tage beschränken werden.“

„Seien Sie unbesorgt“, scherzte der Angekommene; „diesmal werden Sie mich nicht los, bis Sie mich fortschicken. Nicht wahr,“ wandte er sich an Henriette, „es ist gar zu angenehm hier, Sie bereuen es nicht, meinem Rathe gefolgt zu sein, der Sie hierher wies?“

Henriette konnte einen leichten Seufzer nicht unterdrücken.

„Wem würde die Milde und Freundlichkeit meiner gnädigen Gebieterin nicht zu Herzen gehen!“ sagte sie ausweichend.

Der Kanzleirath sah sie forschend an. Die Wolke, die er in dem Gemüthe des Mädchens wahrnahm, spiegelte sich in seinem Blicke wieder.

Die Baronin schaltete einige verbindliche Worte über den Segen ein, den er durch Henriettens Empfehlung in ihr Haus gebracht, und forderte ihn auf, es sich zuerst bequem zu machen und dann mit Ruhe zu plaudern.

„O das ist bald geschehen,“ erklärte der Kanzleirath; „ich komme nur eine Stunde weit hergefahren. Meine Köfferchen sind schnell in die Reihe gebracht, dann komme ich zu Ihnen, mein Fräulein, um eine Beschreibung Ihres hiesigen Aufenthaltes zu vernehmen.“

Er richtete es so ein. Nachdem er der Frau vom Hause die gebührende Aufmerksamkeit erwiesen, benutzte er Henriettens Eintritt in die Gemächer der Freifrau, um sich mit derselben zu entfernen.

Dem Mädchen brachen die Thränen aus den Augen, als sie sich mit Sebrecht allein sah. Mit bewegten Worten erzählte sie Alles, was ihr begegnet war, und daß sie entschlossen sei, dieses Haus so schleunig als möglich zu meiden.

„Bebüte!“ rief der Kanzleirath. „Hier sind Sie an Ihrem richtigen Platze. Lassen Sie uns einmal prüfen, ob denn Alles so schwarz ist, wie Sie meinen. Auberg, nun, den kennen Sie ja; er ist gewohnt, von Ihnen abgewiesen zu werden und wird sich den letzten Abschied wohl zur Lehre nehmen, besonders da er weiß, daß Junker Wolf ihn ins Auge gefaßt hat, auf dessen Schutz können Sie zählen.“

„Aber Junker Wolf selbst?“

„Bah! hat Ihnen der Junker schon einen förmlichen Antrag gemacht? Nein! er hat selbst von Abwarten gesprochen. Warum wollten Sie nicht auch warten, sondern lieber gleich Hals über Kopf davon rennen. Damit hat es also Zeit. Was endlich Ihre Einbildung mit dem Medaillon betrifft, so kenne ich die Freifrau zu gut, als daß sich ein solcher Gedanke bei ihr annehmen ließe. Wir wollen gleich mit ihr sprechen; vorher möchte ich aber die närrische Person wohl sehen, die das dumme Zeug angestiftet hat.“

„Das können Sie gleich. Ich mßute ohnehin nach ihr sehen.“

„So werde ich Sie begleiten.“

Der Arzt hatte nicht für gut befunden, andere Verordnungen für Jane zu treffen, als den Verlauf ihrer Anfälle unter der Obhut einer Pflegerin abzuwarten.

Die Kranke war ruhig, als Henriette das Zimmer öffnete. Erschöpft lag sie auf dem Lager ausgestreckt, die Blicke starr vor sich hingerichtet.

Henriette trat langsam mit dem Kanzleirath näher.

Kaum hatte das Mädchen die Aufmerksamkeit Jane's erregt, so gerieth dieselbe in zuckende Bewegung, der Kopf preßte sich zwischen die Schultern und drängte etwas nach vorwärts, unter den zusammengezogenen Augenbrauen weg richtete sich der Blick mit einem Ausdruck von Scheu und Erbitterung auf Henriette, als wolle die Kranke sich vergewissern, ob es dieselbe wirklich sei; dann plötzlich begann sie abwehrende Bewegungen mit den Armen zu machen und brach in den schreienden Ruf aus:

„Weg! weg! jagt die Schwalbe weg, sie soll nicht in das Nest! Nein, nein! sie darf nicht hinein, jagt sie weg, jagt sie weg!"

Ihre schlagenden Bewegungen wurden heftiger, und als der Kanzleirath, der näher getreten war, einige fragende Worte an sie richtete, brach sie in Heulen und Schluchzen aus und schrie dazwischen:

„Siehst du, Trude! da kommen sie! Feuer, Feuer! es brennt!"

Sie rollte sich dicht in die Decken, warf unter scheuer Geberde das Gesicht nach der Wand und brach in ein unverständliches Jammern aus.

Der Kanzleirath winkte Henrietten, ihm zu folgen.

„Da ist jetzt weiter nichts zu machen. Man muß eine geeignete Gelegenheit abwarten, um zu erforschen, was die Frau hat."

Er nahm den Weg zu der Baronin von Roodhusen.

„Frau Baronin!" hub er an, nachdem er ihr den Besuch bei Jane mitgetheilt, „ich habe Ihnen ein Zeugniß abzustatten."

„Mir? worüber?

„Sie haben bei unserer Henriette ein Medaillon gefunden."

„Ach ja! wohin habe ich es gleich gethan? Hier, hier....."

Sie ging an ein Kästchen und holte das Medaillon.

„Sehen Sie, unser Wappen und mein Bild."

„Ich kann nicht an der Richtigkeit zweifeln, da ich es früher kannte; Fräulein Henriette empfing es von mir."

„Von Ihnen? und wie gelangte es in Ihre Hände?"

„Aus dem Nachlaß des Hofraths Rechborn."

„Ah, wie der wohl dazu gekommen sein mag! Der gute Rechborn, daß er so zeitig sterben mußte!"

„Darf ich mir nun auch eine Frage erlauben!"

„Ich bitte."

„Wann kam Ihnen das Medaillon abhanden?"

„Genau kann ich es nicht sagen. Ich hing es meiner Tochter um, als ich sie zum ersten Male in meine Arme drückte. Sechs oder acht Tage später — ich befand mich sehr krank, so daß man für mein Leben fürchtete—bemerkte ich, daß das Medaillon fehlte. Jane bekam genug Vorwürfe darüber."

„Aber Jane war nicht die Pflegerin des Kindes."

Die Freifrau sah den Kanzleirath verwundert an.

„Nein!" sagte sie nachsinnend; „ihre Schwester war's, aber sie ging schon wieder im Hause um."

„Und wo blieb die Schwester Jane's? Gertrud hieß sie wohl?"

Der Kanzleirath nahm ein Taschenbuch hervor und sah hinein.

„Ja, Gertrud!" bestätigte er.

„Woher wissen Sie dies so genau?"

„Aus diesem Büchlein, wie Sie sehen," versetzte Sebrecht lächelnd. „Uebrigens will ich Ihnen sagen, daß mich ein Geschäft zufällig damit bekannt gemacht hat. Ich war jüngst in Nahstetten, wohin sich dieselbe mit einem Schneider verheirathet hat."

„Ganz richtig."

„Vor drei Jahren etwa ist sie gestorben."

„Es kann sein, ich hörte davon, hatte aber keine Interesse daran."

„Nicht wahr, um diese Zeit war der Hofrath Rechborn bei Ihnen zum Besuch?"

„Aber bester Kanzleirath! Sie fragen mich ja aus, als ob ich ein Verhör zu bestehen hätte!"

„Ich bin zu Ende," sagte dieser, indem er das Taschenbuch senkte.

Bei dieser Bewegung wehete ein zusammengelegtes Blatt heraus, das sich im Fallen entfaltete. Henriette bückte sich danach.

Der Kanzleirath ließ Henriette gewähren und fuhr in seiner Rede fort:

„Sie müssen mir meine Frage verzeihen, theils ist es eine üble Gewohnheit, die das Amt des Untersuchungsrichters, das ich lange bekleidete, mit sich bringt, theils liegt mir wirklich eines wichtigen Geschäftes wegen, das ich in dieser Gegend verfolge, an den Bestätigungen, die Sie mir über einige kleine Nebensachen ertheilten."

„Und da müßte ich wohl gar als Zeugin vor den Bauerngerichten erscheinen", sagte die Freifrau mit jenem Abscheu, den die aristokratischen Größen vor dieser modernen Einrichtung empfanden.

„Keineswegs. Was ich von ihnen erfuhr, bleibt bei mir."

Damit brach der Kanzleirath die Unterredung ab, und streckte die Hand aus, um das verlorene Papier von Henriette in Empfang zu nehmen.

„Etwas," rief diese scherzend aus, indem sie das Blatt zurückreichte, „habe ich auch von den Geheimnissen Ihres Büchleins erwittert."

„Und was ist das?" fragte Sebrecht mit einem Anfluge von Verlegenheit, indem er rasch auf das Papier blickte, um zu sehen, welchen Inhalt dasselbe hatte.

„O nicht doch, die Schrift habe ich nicht gelesen," sagte Henriette, der diese Bewegung nicht entgangen war. „Nur indem ich es Ihnen reichte, sah ich durch das Licht die Jahreszahl darin. Das Papier ist schon alt."

Hastig nahm der Kanzleirath das schon zurückgelegte Blatt wieder hervor und hielt es gegen das Licht.

„Sie haben Recht," sagte er sinnend; „ich danke Ihnen! Ihre Bemerkung kann möglicherweise von Interesse sein."

Dann wandte er sich gegen die Baronin.

„Jetzt erlauben Sie mir, daß ich den jungen Herrn Baron aufsuche, um mir von ihm die neuen Verschönerungen des Parks zeigen zu lassen. Gelegentlich bitte ich mir einmal das Medaillon zu einer kleinen Probe meines Inquisitionstalents. Es müßte wunderlich zugehen, wenn ich die Art seines Verlustes nicht herausbrächte, der unter anderen Umständen dazu hätte dienen können, auf die unschuldige Henriette einen Verdacht zu werfen."

„Ganz nach Ihrem Gefallen, mir genügt, daß ich es wieder habe." —

Die Ankunft des Kanzleiraths schien einen besseren Geist in Schloß Roodhusen gebracht zu haben. Von Krankheiten war keine Rede mehr, selbst Jane ging schon am nächsten Tage ihrer Beschäftigung nach. Henriette fühlte sich ruhig und sicher. Auberg, der nach wie vor auf einige Stunden erschien, zeigte sich von der freundlichsten Seite, selbst sein Benehmen mit dem Junker war nach der Unterredung, die er mit demselben gehabt, ein besseres, man konnte fast sagen, inniges geworden. Der gesellschaftliche Verkehr belebte sich unter den Anregungen des fein und allseitig gebildeten Kanzleiraths in angenehmstem Schwunge; kurz, alles erschien gehobener und leichter.

Nur Henriette begegnete es eines Abends spät, daß sie beim Eintritt in ihr Zimmer Jane darin antraf, die verlegen und überrascht aussah und sich mit einer leeren Ausrede flüchtig entfernte.

Henriette forschte überall ohne etwas Verdächtiges zu finden. Als sie jedoch ihrer Gewohnheit nach vor dem Niederlegen nochmals den Verschluß von Thüren und Fenster prüfte, fand sie einen der eichenen Fensterläden nur angeschoben, obgleich sie dieselben beim Dunkeln mit eigener Hand geschlossen hatte.

Sie nahm ein Versehen an, schlief indeß unruhig.

Nach Mitternacht meinte sie draußen leise Schritte zu vernehmen und eine Hand, welche den Laden versuchte.

Sie zündete Licht an. Das Geräusch draußen verschwand, und in der Nacht erfolgte keine weitere Störung. Henriette schrieb die Wahrnehmung auf Rechnung ihrer aufgeregten Nerven, beobachtete aber von da die Vorsicht, ihre Zimmer verschlossen zu halten. So vergingen acht glückliche Tage, in denen sich der Kanzleirath einige Male auf einige Stunden in die Nachbarschaft entfernte, um Besuche abzustatten und Geschäften nachzugehen. Dann wurde plötzlich dieser heitere Frieden durch eine furchtbare Begebenheit zerrissen.

Eines Morgens ließ Junker Wolf ungewöhnlich zum Frühstück auf sich warten.

Jane wurde abgeschickt, ihn zu bitten.

Mit heftigem Geschrei kam sie aus dem Pavillon zurückgestürzt, der Junker sei todt, er läge in seinem Blute.

Man wollte schon die Rückkehr eines wahnwitzigen Anfalls annehmen, allein der Kanzleirath erhob sich mit dem Ausrufe:

„Hier ist keine Täuschung! Das Blut an den Händen Jane's predigt furchtbare Gewißheit."

Jetzt geriethen Alle in Entsetzen u. erhoben sich, um nach dem Pavillon zu stürzen.

Der Kanzleirath trat vor den Ausgang.

„Ich beschwöre Sie, fassen Sie sich, bleiben Sie hier. Sollte, was ich nicht wünsche und hoffe, unser Schrecken nicht übertrieben sein, so ist unsere erste Pflicht zu sorgen, daß keine Spur verwischt werde."

Trotz des aufgeregten, jammernden Gebahrens mußten die Frauen zurückbleiben. Ein reitender Bote wurde mit einer flüchtig von Sebrecht entworfenen Anzeige an das nahe Gericht abgesendet; dann begab sich der Freiherr von Roodhusen und der Kanzleirath nach dem Pavillon.

Welch einen Anblick bot sich ihnen dar! Der Junker lag entseelt in der Mitte des Pavillons; in seiner Brust klaffte eine schmale Wunde, Hemde und Körper war mit Blut befleckt. Der Leichnam war starr und kalt; das Leben mußte denselben seit längeren Stunden verlassen haben.

(Schluß folgt.)

Federn. Warum fährt man mit unserem Theaterwagen oder Thespiskarren so schlecht?—Weil er auf schlechten Federn ruht! —

Nachbarliche Freundschaft. Zwei vornehme verwittwete Engländerinnen und ein Lord wohnten in einer bekannten großen deutschen Stadt in einem und demselben Gasthause, lebten aber nichts weniger als in Frieden. Namentlich ärgerte der Lord die beiden Wittwen durch sein eifriges Pianofortespiel, das sie für gar zu schlecht hielten. Freilich konnten sie nichts dagegen thun, weil die Polizei das Pianospielen in den Häusern nicht verboten hat, obgleich die Nachbarn durch manchen Spiele: zur Verzweiflung getrieben werden; aber beim Besitzer des Gasthauses beschwerten sich die Damen. Auf diesem Wege kam die Klage zu den Ohren des Engländers und er beschloß, auf glänzende Weise sich zu rächen. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Die Damen gaben einen großen Ball. Sobald der Lord Nachricht davon erhalten hatte, engagirte er ein großes Musikcorps, und lud alle seine Bekannten, Deutsche und Engländer, ein. Auf den Karten stand: „Das Concert beginnt um Mitternacht, und Sie werden so still als möglich in das Haus zu kommen suchen." Die Eingeladenen der Engländer in der ersten und zweiten Etage fanden sich pünktlich ein, und was nun folgt, läßt sich nur mit zugehaltenen Ohren erzählen und anhören. Sobald die Musiker beim Balle eine Quadrille zu spielen versuchten, begann das Orchester eben einen tollen Gallopp, und alle eingeladenen lustigen Brüder tanzten wie besessen; wollte man dagegen unten einen Wazer spielen, wurde oben eine Quadrille mit Klapphörnern ꝛc. begonnen. Die Engländerinnen unten waren in Verzweiflung, der Wirth intervenirte, und der Lord antwortete, vor allen Dingen sei es nicht gebräuchlich und auch nicht erlaubt, mit den Waffen in der Hand zu unterhandeln. Endlich kam es aber doch zu einem Vertrage, und die Damen ergaben sich auf Gnade u. Ungnade, d. h. sie willigten ein, alle Gäste ihres Gegners sofort bei ihrem Balle zuzulassen. Man sagt sogar, am andern Tage sei die Versöhnung durch einen Heirathscontract besiegelt worden, indem eine der reichen Wittwen das kalte Herz des Lords so sehr in Flammen setzte, daß er ihr seine Hand anbot und dafür ihre bedeutenden Renten annahm.

Bei einem großen Diner in London, welchem auch der berühmte Komiker Mathews beiwohnte, brachte Herr Sheban, gegenwärtig Herausgeber einer Zeitschrift in Dublin, die Gesundheit des (damals bereits verstorbenen) Großkanzlers John Curran aus.

„Wer wird die Gesundheit von Todten ausbringen! das ist unschicklich!" rief Plunket.

„Ich bin nicht Ihrer Meinung!" erwiederte Shehan, „und trage noch einmal auf den Toast an."

„Sie sind nicht meiner Meinung?" rief wieder Plunket.

„Wie meinen Sie das? Wollen wir wetten, daß Curran nicht todt ist?"

„Gut, wetten wir fünf Pfund!" sagte Shehan, dem gleich Herrn Pluket der spanische Wein schon etwas zu Kopfe gestiegen war.

„Die Wette gilt! Fünf Pfund, daß Curran todt....."

„Daß Curran noch am Leben ist," fiel Shehan ein.

„Auf Curran's Gesundheit!" der Toast war kaum ausgebracht und von der ganzen Gesellschaft mit Lachen und Beifallsklatschen beantwortet, als Mathews sich erhob und mit einer tiefen Verbeugung für die Ehre dankte, die man ihm erwiesen. Gleich beim ersten Worte erkannte Jedermann Stimme Accent, Gesticulation, ja selbst die Züge Curran's. Aber hoch größer war die Ueberraschung, als Mathews ganz in der Weise, wie es Curran zu thun pflegte, eine Frage erörterte, welche zu jener Zeit das allgemeine Interesse erregte. Plunket — sonst nichts weniger als ein Verschwender—gerieth so in Entzücken über diesen Pseudo-Curran, daß er fünf Pfundnoten seinem Gegner hinwarf und ausrief: „Ich habe verloren, in bester Form verloren. Curran lebt und wird nicht sterben, so lange Mathews noch auf der Welt ist!"

Dichter Matthisson, der im siebenjährigen Kriege Feldprediger in preußischen Diensten war, wurde kurz vor einer Schlacht von einem ihm befreundeten Husaren-Obristen aufgefordert, Stich zu halten, worauf er sein Pferd anhielt und gelassen erwiederte:

„Der Ruf geht nur an Euch, Ihr Streiter,
Und nicht an mich, der ich nur Hirte bin!
Stich halt' ich nicht. Ich reite weiter
Bis dort zu jenen Bergen hin.
Da bet' ich dann, wie Moses that,
Bis sich der Kampf geendet hat."

„Bravo!" rief gerührt der Oberst. „Thun Sie das, und das Schwert des Herrn wird mit uns streiten!"

Münzen und Prügel. „Heute," sagte ein witziger Knabe zu seinem Vater, heute wurde in unserer Schule ein ganzes Münzcabinet durchgeprügelt.

„Wie soll ich das verstehen?" fragte der Vater.

„Je nun, die beiden Tertianer Schiller und Grote, sowie der Quartaner Kreuzer, haben einige aufgezählt bekommen. Ich lachte und bekam ebenfalls eine kleine Münze, einen Stüber auf die Nase."

Klauber's
Photographisches Atelier
Marktstraße, zwischen zweiter und dritter Str.

Herrman C. Ries,
Merchant Tailor
102 Jeffersonstraße,
Südseite, zwischen Floyd und Preston,
Louisville, Ky.
Bestellungen werden nach der neuesten Mode geschmackvoll und dauerhaft ausgeführt. ja5



Brady's
Everybody Takes It!
Familien Bitters!!

Gegen
Dyspepsia
Dysentery
Husten und
Cholera Morbus;
und für
Lungen und Leber-Leiden
hat es nicht seines Gleichen!
Es ist ein sicheres Schutzmittel gegen
Kaltes Fieber
Fabrizirt von
D. C. Brady u. Co.,
No Vierte Straße, Louisville, Ky.

Preuser u. Wellenvoß,
No. 52 Marktstraße, zwischen 2ter und 3ter.
Hüte u. Kappen.

Rauchwaaren.
Reparaturen von Pelzwaaren werden pünktlich besorgt. jp22§

Jacob Schmitt,
En-Gros- u. Detail-Händler in
Hardware u. Cutlery,
Stangen-Eisen
Nägel u. Stahl,
Schwarzblech und Flamm-Eisen,
Pflug-Materialien,
Pittsburg Wagen-Springs, Achsen
Spring Perch Co.'s Wagen
Springs und Achsen,
Wagen-Naben, Speichen und Felgen,
Schmiede-,
Wagner-,
Schreiner- und
Küfer-Werkzeugen,
Bau- und Möbel-Schreiner-Materialien,
u. s. w., u. s. w.,
No. 99 Marktstr., Nords.
zwischen dritter und vierter,
Louisville, Ky.
Von obigen Artikeln habe ich stets ein großes und auserwähltes Assortement an Hand, und verkaufe dieselben den billigsten Marktpreisen. ja15 tw§

RED JACKET SALON
Restauration und
Austern! Frische Austern!
Geflügel, Delikatessen u. s. w.,
von
Georg Schmitt,
Ecke der dritten und Marktstraße.
Meinen Freunden und Bekannten, sowie dem Publikum im Allgemeinen die ergebene Anzeige, daß ich an dem alten Platze stets dazu eingerichtet bin, Speisen aller Art zu jeder Tag- und Nachtzeit zu serviren. Kalte Speisen jeder Art, Käse- und Schinken-Brod ꝛc. habe ich jeder Zeit vorräthig.
Meine Bar enthält nur die feinsten und reinsten Getränke und an einer delicaten Cigarre fehlt es auch nicht.
Das beste Cincinnati Lagerbier ist stets bei mir zu finden.
Es ladet zu zahlreichem Besuche ein
ag30 George Schmitt.

Neuer Leihstall,
(Livery Stable,)
von J. A. Meyer,
259 Greenstraße, nahe der siebenten.
Meinen Bekannten sowie dem deutschen Publikum hiermit die Anzeige, daß ich stets eine Auswahl gut eingefahrener Pferde sowie Buggies zc. zur Ausleihe in Bereitschaft habe.
Ich mache Käufer ferner auf meine Auswahl guter Pferde zum Verkaufe aufmerksam.
Boarding Pferde werden mit der größten Sorgfalt gepflegt und gefüttert zu niedrigen Preisen. Achtungsvoll
jl19 3Mu§ J. A. Meyer.

John Kubbauch u. Sohn,
Wholesale und Retail Händler in
Groceries und Produkten,
No. 198 Marktstraße, zw. fünfter und sechster.
Ich beehre mich, meinen Freunden und dem Publikum die Anzeige zu machen, daß ich an obigem Platze stets ein completes Assortement aller Arten Groceries vorräthig halte und dieselben zu den billigsten Preisen verkaufen werde.
Reelle und prompte Bedienung wird zugesichert.
jn29 3M 1§ John Kubbauch,
No. 198 Marktstraße, zwischen fünfte und sechster.

N. Fischwenger,
No. 175 Marktstraße, Nordseite, zw. Preston und Jacksonstraße.
Fabrikant und Händler in
Allen Arten Korbwaaren
und Kinderwagen.

Dem Publikum die ergebene Anzeige, daß ich darauf eingerichtet bin, Bestellungen auf Korbwaaren aller Art entgegen zu nehmen und schnell u. billig auszuführen. Mit obigem Geschäft habe ich einen
Variety Store
verbunden, woselbst ich stets vorräthig halte: eine reiche Auswahl von Galanteriewaaren, Haarbürsten, Kämmen, Porte-Monaies, Spielwerkzeugkisten, Korbwaaren, Damen-Arbeits und Armstühle, Abstauber. Ferner Spielwaaren jeder Art, gehende und tanzende Puppen, Kinderpuppen-Buggies, Schiebkarren, Schaukelpferde mit und ohne Federn, Gutta-Percha-waaren, mechanische Spielwaaren, Pianos für Kinder, Vogelkäfige u. s. w. Alle diese Artikel werden 25 Cts. billiger verkauft als in irgend einem Hause der Stadt.
Reelle und zuvorkommende Bedienung versprechend, bitte um geneigten Zuspruch. N. Fischwenger,
No. 175 Marktstraße, zwischen Preston und Jackson Sts.

Kentucky Hut- Kappen- und Pelz-Fabrik
bei
J. Kooper.
Fabrikant und Händler
im Großen u. Kleinen von Hüten u. Kappen, in Pelzwaaren, Handschuhen u. s. w.
219. Marktstraße, zwischen sechster und siebenter und No. 122. Makstraße, zw. Floyd u. Preston.
Besonders mache ich das Publikum auf meinen großen Vorrath von **Pelzsachen** aufmerksam, als
Muffs, Kragen, Pellerinen,
Hoods, Patent-Kragen
für Herren, alle Sorten Pelz- und Cassimir-Handschuhe, Muffe, Kragen und Damen-Hoods von $1.75 und aufwärts.
Indem ich diese Artikel mehrentheils selbst fabriciren lasse, garantire ich für alle bei mir gekauften Pelzwaaren und werden solche während des Sommers unentgeltlich aufbewahrt.
„Viel verkaufen und wenig Profit!" ist mein Motto.
Reparaturen an Hüten und Pelzsachen, sowie hauptsächlich das Reinigen, werden bei mir auf's Beste und Billigste besorgt.
Für Minks, Ottern, Beaver-, Coonskin ꝛc. bezahle ich die höchsten Preise.
Eine große Auswahl Regenschirme und importirte Stöcke stets an Hand. ok11 J. Kooper.

Umgezogen.
Wm. Springer & Bro.
sind in ihr neuerbautes Haus neben der alten Apotheke eingezogen und empfehlen sich ihren alten, sowie neuen Freunden und Bekannten.
Wir bereiten jetzt alle bekannten europäischen **Mineralwasser**, wie:
Selters-,
Kissinger-,
Vichy-,
Lythion- und
Stahl-Wasser,
welche wir bei der Flasche, beim Glas und im Großen verkaufen. fp2 86v

JAMES
Hemden u. Strumpfwaaren,
115 dritte Straße, zwischen Markt u. Jefferson.
Wir wünschen unsere deutsche Freunden darauf aufmerksam zu machen, daß wir beständig an Hand halten eine große und billige Auswahl von Hemden Unterhosen und Strumpfwaaren, zu so billigen Preisen als an irgend einem andern Platz in der Stadt. Man komme und überzeuge sich.
James Strumpfwaaren u. Hemdenstore,
jl26 3M 115 dritte Straße, zw. Markt u. Jefferson.

Gebhard's Tavern
(Deutsches Gasthaus),
No. 535 Mainstraße, in Butchertown,
(nahe dem Woodland Garten.)
Dem Publikum hiermit die ergebene Anzeige, daß ich obiges Haus neu und elegant habe einrichten lassen und Reisende und Kostgänger stets freundliche Aufnahme, zuvorkommende Bedienung und guten deutschen Tisch bei mir finden werden. Zugleich werde ich mich bestreben, stets nur die besten Getränke, als Weine, Liqueur-, Lagerbier u. s. w., nebst den feinsten Cigarren an meiner Bar zu verabreichen.
Freundliche Bedienung zusichernd, sieht zahlreichem Zuspruch ergebenst entgegen
ja27 3M Christ. Gebhard.

Rückblick auf die vergangene Woche.

Der Sieg der Revolution in Spanien ist bis jetzt durch Uneinigkeit nicht getrübt worden und wenn auch naturgemäß die verschiedenen, für den Augenblick zusammenwirkenden Parteien sehr verschiedenen Tendenzen huldigen so scheinen sie doch einstweilen sich alle bewußt zu sein, daß sie nur durch Einigkeit das so glücklich begonnene Werk zur glücklichen Lösung führen können. Die Intriguen, die hinter der Scene spielen, kommen meistens vom Auslande her und zwar sowohl von der französischen Regierung wie von dem Hofe der gestürzten Königin, allein durch die Anordnung der Wahlen zur Constituante ist ihren schädlichen Einflüssen zum großen Theile vorgebeugt und mit dem am 15. December erfolgenden Zusammentritt jener Versammlung wird wirklich dem Volke Gelegenheit gegeben werden, seinen Willen zum Ausdruck gelangen zu lassen. Es läßt sich indessen nicht verkennen, daß die Männer, in deren Händen jetzt die Leitung liegt, der monarchischen Regierungsform sehr entschieden den Vorzug vor der republikanischen geben und daß sie sich daher nach Möglichkeit bemühen, den Einfluß des demokratischen Elements auf das Volk zu beschränken; aus diesem Grunde sind auch jetzt alle die vielen Junten, die sich in den Städten und auf dem Lande gebildet hatten und die für die demokratischen Führer leicht ein geeignetes Mittel hätten werden können, um die Entscheidung des Volkes nach ihrem Gefallen zu lenken, aufgelöst und so ist auch der Democrat Madoz, der eine Stelle in der Regierung einnahm, aus derselben entfernt werden. Es ist auch allerdings kaum glaublich, daß ein Volk, welches noch vor wenigen Wochen sich einem brutalen und zugleich verächtlichen Absolutismus beugte, jetzt für eine republikanische Regierungsform reif sein sollte, wenn schon Spanien seit alten Zeiten zwei Grundbedingungen der Republik besitzt, nämlich die föderative Sonderstellung der einzelnen Provinzen und eine wohlbefestigte ausgedehnte Selbstverwaltung der Gemeinden. Gleichwohl ist die Grundanschauung des Volkes eine monarchische und es sind vorzugsweise nur die arbeitenden Klassen der Städte und die studirende Jugend die Träger des republikanischen Gedankens, dem der Mittelstand um so mehr entgegen ist, weil Jene mit ihm allerlei unfertige socialistische Tendenzen verbinden, vor denen die Besitzenden zurückschrecken. Unter den obwaltenden Umständen würde ein constitutionelles Königthum für Spanien gewiß am geeignetsten sein und da kaum irgend welche Aussicht ist, daß die Republik sich behaupten könnte, so werden auch wahrscheinlich viele von den einflußreichsten Republikanern, sobald man ihnen nur alle Freiheiten gewährt, die sie von der Republik erwarten könnten, hochherzig genug sein, ihrem Ideal zu entsagen, um den Frieden zwischen den liberalen Parteien nicht zu stören. Indessen auch der Monarchie stehen große Schwierigkeiten entgegen, da kaum irgend ein Prinz zu finden ist, der sich für den Thron eignet. Olozaga, der bedeutendste Staatsmann Spaniens und der eigentliche Leiter der ganzen Bewegung, ist zu Gunsten der iberischen Union, so daß Portugal und Spanien unter dem Hause Braganza mit einander vereinigt würden; dieser Gedanke scheint jedoch unausführbar, da sowohl in Spanien wie in Portugal die Masse des Volkes ihm widerstrebt. Auch das Haus Braganza ist nicht geneigt, sich zur Ausführung dieses Gedankens herzugeben und der junge König Don Louis hat bereits das ihm gemachte Anerbieten in seinem und seines Bruders Namen zurückgewiesen.

Man hat sich darauf an seinen Vater, den König Ferdinand, einen coburgischen Prinzen, gewandt, allein auch der wünscht den Angelegenheiten Spaniens fern zu bleiben, und es ist allerdings sehr natürlich, daß ein alter Mann, wie er, sich den Aufregungen und Schwierigkeiten, die mit der Stellung eines Regenten Spaniens unter den gegenwärtigen Verhältnissen verknüpft sind, nicht gewachsen fühlt oder sich ihnen nicht aussetzen will. Ein Theil der Partei der Union Liberale ist in Folge dessen wieder auf den Herzog von Montpensier zurückgekommen, allein dessen Candidatur wird von den Moderados, den Anhängern des gestürzten Regiments, die sich noch immer mit der Hoffnung schmeicheln, daß man schließlich doch in Ermangelung einer besseren Wahl sich den Prinzen von Asturien, den Sohn Isabellens, gefallen lassen werde, nicht minder entschieden bekämpft, wie von der französischen Regierung, die sogar die Gründung einer Republik lieber sehen würde, als die Besetzung des Throns durch ein Glied des Hauses Orleans. Marschall Serrano, der früher als spanischer Botschafter sehr beliebt am Hofe der Tuilerien war, und General Prim möchten es beide nicht gerne mit dem Kaiser Napoleon verderben und obwohl die Partei der liberalen Union, wenn die Consequenzen des stattgefundenen Umschwungs sich mehr und mehr geltend machen, sehr bald mit Factoren zu rechnen haben wird, deren Anforderungen mit den Wünschen der napoleonischen Politik unmöglich in Einklang zu bringen sein werden, so möchten sie doch nicht sofort Schritte thun, die Spanien in ein fast feindliches Verhältniß zu dem officiellen Frankreich bringen würden. Von Prim behauptet man sogar, daß er der Erwählung des Prinzen Napoleon vorzuarbeiten sucht und wenn die nicht möglich ist, so begünstigt er den Plan, dem Herzog von Aosta, dem Vetter des Prinzen und dem zweiten Sohn Victor Emanuels, die Krone zu verleihen; allein im Volke selbst äußern sich keine Sympathien für diesen Prinzen, obwohl er als Sprößling des liberalen und sogar revolutionären Hauses Savoyen wohl einige Bürgschaft für eine freiheitliche Entwicklung gibt. Das Volk möchte, soweit es monarchisch gesinnt ist, am liebsten einen Spanier haben, und es sind daher neuerdings manche Stimmen zu Gunsten des Infanten Ferdinand, des Sohnes des Herzogs von Montpensier, laut geworden, indessen das französische Interesse erhebt auch gegen diesen so ziemlich dieselben Einwände, wie gegen seinen Vater. Es bliebe daher nur noch der Enkel des Don Carlos, der Graf von Mantemolin, übrig, zu dessen Gunsten geltend gemacht wird, daß er durchaus nicht ein Vertreter des Absolutismus sei und durch seine Vergangenheit an kein Programm, an keine Politik gebunden sei, die ihn hindere, die von den constituirenden Cortes auszuarbeitende Constitution anzunehmen, allein die öffentliche Meinung ist nicht davon zu überzeugen, sie identificirt die carlistischen Prinzen zu sehr mit den Clericalen, als daß sie es billigen würde, wenn dem verderblichen Einfluß des clerialen Elements auf die Regierung aufs Neue Vorschub geleistet würde. Es ist somit kaum irgend eine passende Persönlichkeit für den Thron zu finden, und diese Schwierigkeit eröffnet allerdings der Republik, oder wenigstens dem Versuch ihrer Begründung, größere Chancen, als sie sonst haben würde. Außerdem ist die Lage auch noch in Folge der Mißernte, welche Spanien in diesem Jahre betroffen hat, eine sehr schwierige. Das Volk ist verarmt und befindet sich vor einer wirklichen Hungersnoth; es fehlt an Getreidevorräthen, ja an Getreidesamen, und Spanien wird gezwungen, bis zum nächsten Jahre für 250 Millionen Realen Getreide aus dem Ausland zu beziehen. Eben so traurig ist die finanzielle Lage, wenn auch die für den Augenblick drohende Krisis dadurch abgewandt worden ist, daß die Madrider Bankiers der Regierung eine Anleihe von 200 Millionen angeboten haben. Precär sind daher die Verhältnisse Spaniens in jeder Beziehung und sie enthalten sehr viel Anlaß zu Zerwürfnissen, Gewaltthätigkeiten und anarchischen Bewegungen, falls sich die Einigkeit der Parteien nicht erhält und es ermöglicht, daß sich aus dieser Uebergangsperiode eine feste Gestaltung entwickelt.

Baltimorer Talent. — Baltimore ist berühmt wegen seiner Monumente, deren es ein halbes Dutzend weniger 3 hat, seiner Austern, seiner Schützenfeste und seiner schönen Mädchen. Die deutschamerikanischen Baltimorerinnen haben außerdem, daß sie schön sind auch noch den besonderen Vorzug, daß sie verschiedene Talente zu den übrigen zählen, welche bereits in der Welt Anerkennung gefunden haben; da ist z. B. Frl. Tedeska Schmidt, die Violinvirtuosin, Frl. Jenny Busk, die Sängerin, und als dritter Stern dieses musikalischen Künstler-Trios leuchtet jetzt Frl. Katy Gaul auf, die bekanntlich im vorigen Winter in einem kleinen Concert, vor einem gewählten Publikum als Pianistin ihr Debut machte. Frl. Gaul hat sich aber auch schon in New York Anerkennung verschafft, wie aus der „Kleinen Musikzeitung" ersehen. Herr Julius Schuberth schreibt: „Wir hatten in dieser Woche von Baltimore eine 11 jährige Piano-Pforte-Virtuosin, mit Namen Katie Cäcilie Gaul, welche in der That ein großartiges Talent bekundet; sie spielte Bavour-Variationen von Heselt, eine Sonate von Mozart, von Beethoven die Mondschein-Sonate, in einer Vollendung und mit einem Verständniß und Reife,— wie uns noch nicht vorgekommen. Das Kind hat das Glück einen verständigen Vater als Lehrer zu besitzen, und es darf von dem ungewöhnlichen Genie Großes erwartet werden. Es ist kein sogenanntes Wunderkind, nichts Einstudirtes—Alles Natur, Selbsteingabe."

Narren-Register. Von einer reisenden Schauspieler-Gesellschaft wurde im Schlosse eines Fürsten ein Stück aufgeführt das den Titel führte: „Die Narreninsel." Da in dem Stücke ein dickes Narrenregister vorgezeigt werden mußte, hatte sich der Director zu diesem Behufe einen Folianten aus der Bibliothek des Fürsten genommen. Vor der Vorstellung kam der Fürst zufällig auf die Bühne und sah das Buch liegen.

„Wozu brauchen Sie dies Buch?" fragte er.

„Es ist das Narrenregister!" versetzte der Director.

Der Prinz schlug das Buch auf und fand — die Geschichte seines Stammhauses.

„Dieses Register," sagte er lächelnd zum Director, „ist nicht vollständig; schaffen Sie es in meine Bibliothek zurück und nehmen Sie statt dessen eine allgemeine Weltgeschichte."

Die amerikanischen Künstler und Spekulanten in Rom.

(Aus der „Weser-Zeitung.*)

Nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges hat sich mit der Menge der nach Rom pilgernden Amerikaner auch die Zahl der in Rom ansässigen amerikanischen Künstler vermehrt, über welche wir hier einige wenige Bemerkungen machen wollen. Es gibt in Rom amerikanische Maler, Bildhauer, ja sogar einige Bildhauerinnen. Unter den Bildhauern ist ohne Zweifel Rogers der hervorragendste. Er hat für das Parlamenthaus in Washington die Thüren modellirt. Sie sind, wie die des Ghiberti am Baptisterium zu Florenz, in einzelne Felder abgetheilt, welche die bedeutendsten Vorfälle aus der amerikanischen Geschichte von Columbus bis auf Washington enthalten. Als eine Verirrung des neueren Geschmacks darf es bezeichnet werden, daß Rogers die Statue eines Schlittschuhläufers angefertigt, welche jedoch bei den Amerikanern vielen Beifall fand. Nicht viel besser ist die Idee des Bildhauers Mozier; er machte die Statue eines Knaben in moderner Kleidung, welcher eine Schreibfeder zerschneidet und dachte sich darunter das junge lernbegierige Amerika. Die Statue wurde mehrmals in Marmor bestellt. Den drapirten Statuen in Mozier's Atelier fehlt meistens die genauere Kenntniß der antiken Gewandung; unter den unbekleideten ist die vorzüglichste eine geflügelte stehende Peri, in der einen Hand die Thränen der Sterblichen, in der andern ein Gefäß haltend. Unter den Bildhauerinnen ist Frl. Hosmer, eine Schülerin Gibson's, die vorzüglichste, deren Atelier einem Pflanzenhause mit Springbrunnen ähnlich ist. Sie hat den Auftrag, eine Statue Washingtons für Amerika anzufertigen.

Eine andere amerikanische Bildhauerin hat einen colossalen Engel mit Hülfe eines talentvollen deutschen Künstlers vollendet. Der reiche Bildhauer Story kann weniger den Künstlern als den Spekulanten beigezählt werden. Er läßt seine Skizzen von geschickten Italienern im Großen modelliren, dann in Marmor ausführen, und verkauft sie zu ungeheuren Preisen. Seine sitzende Statue der Cleopatra erschien uns in der kleinen Skizze günstiger, als in der Ausführung im Großen. Das Original würde wohl schwerlich die Liebe des Julius Cäsar und des Antonius erweckt haben. Sie hat eine derbe, kräftige, fast bäuerische Bildung und ist nur mit dem egyptischen Kopfputze und einem Schurze bekleidet. Etwas besser ist seine Judith, die das Schwert in der Linken hält und die Rechte dankend zum Himmel hebt. König Saul auf seinem Thronsessel scheint uns kein günstiger Vorwurf für Skulptur zu sein; vielleicht ist er auf Bestellung angefertigt.

Unter den Landschaften war sonst der nach Amerika zurückgekehrte Brown der bedeutendste. Seine ersten Arbeiten aus der Umgegend von Neapel hatten etwas Nebulistisches in den Fernen, seine folgenden Sachen zeigten einen bedeutenden Fortschritt. Sein letztes Bild auf der Ausstellung war eine Waldgegend; als Staffage sah man die Jünger auf dem Wege nach Emaus.

In dem Goldschmiedladen Civilotti auf dem spanischen Platze sind alle Abend zwei Zimmer mit wohlbeleuchteten Bildern dem Publikum geöffnet. Hier sah man im letzten Winter eine große Landschaft aus Californien von einem Amerikaner. Diese wurde von einem anderen Amerikaner zu dem enormen Preis von 9000 Scudi angekauft. Man sieht heraus, wie sehr die amerikanischen Künstler von ihren Landsleuten unterstützt werden. Dies ist auch bei den Engländern der Fall; viel weniger bei den nach Rom kommenden Deutschen, mit Ausnahme einiger in England lebender deutscher Kaufleute, welche zuweilen englische Preise zahlen.

Es giebt auch in Rom eine Anzahl von amerikanischen Spekulanten, welche Gemälde zu wohlfeilen Preisen kaufen und in Amerika das Viersache dafür erhalten. Sie besuchen vorzüglich die vielen Gemäldeladen, wo schlechte Copien und mittelmäßige Originale zu billigen Preisen zu haben sind. Wirkliche Gemäldehandlungen besitzt Rom nur in den Laden der Herren Civilotti und Colisto. Die übrigen, von denen ein gewisser d'Atti, ein Erzwucherer der Kunst, die meisten besitzt, enthalten unter mittelmäßigen Copien u. Originalen, Aquarelle und besonders transparente Lampenschirme, mit Beleuchtung der Peterskirche, des Colosseums und der Girondolen, welche in Masse verkauft werden. Die Spottpreise, zu denen die Bilder abgehen und von denen der Maler noch 20 Procent abgeben muß, läßt diesem wenig Verdienst. Meistens sind es junge Anfänger, die bei ihren Eltern leben, oder auf andere Art noch ihren Unterhalt gewinnen und den Erwerb auf Kleidung und Theater verwenden. Diese haben den besseren Künstlern mehr geschadet, als man glaubt. Mancher dieser jungen Leute würde besser gethan haben, ein ehrliches Handwerk zu erlernen, als die Kunst auf diese Art zu verpfuschen.

Agent. — Geschäftsträger — ein Mensch der nirgends träger als im Geschäfte ist.

Betrunkene. Auf dem Wege zwischen *** und dem nah' gelegenen Felsenkeller wankten unlängst zwei Gestalten, beide voll des bittern Bieres. „Sieh mal", bemerkte der Eine, nach dem vergoldeten Saum des Himmels zeigend, „sieh' mal, was der Mond so schöne scheint!"

„Ha, Ha!" lächelte der Andere, „da sieht man doch recht, d.. daß Du be.. betrunken bist, es ist ja die Sonne!"

Hiermit war aber der Erstere keineswegs einverstanden, und so entspann sich zwischen Beiden ein heftiger Streit. Glücklicherweise kam ein Dritter des Weges entlang getorkelt, als eben die Beiden im Begriff standen, ihre Behauptung durch Thätlichkeiten zu beweisen.

„Hören Se 'mal, Herr Landsmann," wandte sich deßhalb der weniger Betrunkene zu dem Nähergekommenen, „seien Sie doch einmal so gut und helfen Sie uns aus der Noth; mein Freund da behauptet, die goldene Kugel da oben sei der Mond, und ich möchte Stein und Bein darauf schwören, daß es die Sonne ist."

„Ver.. Ver.. Verzeihen Sie," lautete die lallende Antwort, „ich kann Sie darüber keinen Auf.. Aufschluß nicht geben, ich bin Fremder hier!"

Das willkommene Aprilschicken. Am 1. April 1845 wurde zu Berlin ein Lieutenant von einem guten Freunde unter dem Vorwande daselbst etwas zu besehen, in einen Kaufmannsladen in April geschickt. Als der Lieutenant das Genannte im Laden gar nicht vorfand, und gewahr wurde, daß er angeführt worden, wollte er seine Verlegenheit dadurch verstecken, daß er vom Kaufmanne, der zugleich auch Lotterie-Einnehmer war, ein Loos zur nächsten Ziehung kaufte. Als nun gezogen wurde, fiel auf sein Loos ein Gewinn von 20,000 Thalern. Er soll seit der Zeit deswegen, daß er sich so leicht in April schicken ließ, nicht mehr ausgelacht worden sein.

Dame. Die deutsche Sprache scheint sehr sinnreich aus dem großen Alphabet die vier Buchstaben, welche das Wort Dame ausmachen, gewählt und zusammengestellt zu haben, um höchst wahrscheinlich damit sagen zu wollen, hier paare sich Die Anmuth Mit Engelsmilde.

Stadt und Lond. Baron: „Auf Ehre! Das ist Fräulein von Schwebinski! Welche Grazie in der Bewegung! Wie sie elastischen Schrittes dahin schwebt, ohne den Boden zu betreten! Auf Ehre eine magniperbe Erscheinung!"

Bauer: „Da soll doch gleich ein Donnerwetter 'reinschlagen da geht wieder so ein verwünschtes Stadtfreil'n über meine Wiese und trampelt mir das ganze Gras nieder!"

Verglichen. Assessor: „Nun, was wollt Ihr denn schon wieder? Der Proceß, den Ihr 15 Jahre mit einander geführt habt, ist ja gestern durch mich verglichen worden."

Bauer: „Ja, wissen Sie, Herr Assessor, ohne so einen Proceß ist es zu langweilig. Wir sind einmal daran gewöhnt, jeden Amtstag an's Gericht zu gehen. Wir haben uns deßhalb zu Hause miteinander verglichen, daß der am Gericht abgeschlossene Vergleich nichts gelten und der Proceß wieder weiter gehen soll."

Auf der Landstraße. Fremder: „Guter Mann, wie lange habe ich noch, bis das nächste Wirthshaus kommt?"

Chausseearbeiter: „Ja, wenn Sie net hinkumme, des Werthshaus kummt sein Lebtage net zu Ihnen."

„Ob in den alten, brüchigen Backofen der Lüge nun Spanier oder Franzosen kommen, ist schon gleichgiltig" — soll Garibaldi über Rom gesagt haben—„hier hilft nur das treffliche Insectenpulver von Schwarz."

Glücklich. „Ich sag' Ihnen, Geld allein macht das Glück nit aus! Es kann sein, daß Einer e halbe Million hat, unn is nit glücklich; unn ein Anderer, kann sein, hat viermalhunderttausend Gulden, unn is glücklich!"

Zur Abschreckung. „He guter Freund, ich glaube, Er ist betrunken."

„Ich, ich?"

„Ja wohl!"

„Schon seit vier Jahren..... sehen Sie, ich und mein Bruder, wir sind Mitglieder des Mäßigkeitsvereins. Er reis't umher und predigt und ich — ich gebe das abschreckende Beispiel!"

Die Braut. „Es ist jetzt ganz anders in der Welt wie's früher war, auch mit dem Heirathen. Da sehe Sie nur emal meine Tochter an mit ihrem Zukünftigen, die is erst seit drei Wochen, und is schon verliebt!"

Die besorgte Mutter. Neulich wurden in London mehrere zum Galgen verurtheilte Diebe aus ihrem Gefängniß zum Richtplatz geführt. Der Eine derselben, Namens Bradnet, stieß unterwegs auf seine Mutter, worauf sich folgende Zwiesprache entspann: „Wohin, mein Kind?"

„Zum Galgen, Mutter."

„Nun, was brauchst Du denn in Deinen Sonntagskleidern dahin zu gehen! Sei artig und schenk' sie mir. Deine rothe Werktagsjacke ist dazu ganz comfortable!"

Tägliche Briefliste vom 1. November.

Block Hannah	Levi Rebecca
Brentzel Wm	Lieber Mihs Phillipine
Bierman A	Meier Joseph
Belzner Henry	Nerozfield Peter
Bache Lonis	Rusch John (Cooper)
Dull John	Schmidt H
Eberhard H	„ Carl H
Ers Henry	Schneitter M
Fischer Carl	Stümpel Bernard
„ Frau (Gastwirth)	Stoll Eduard
Goldschmidt Rudolph	Sterling Wm
Höllman Henry	Sable Simon
Land Peter	Stoke Leo
Hanck W B	Trotschilb Joseph
Holtman Caroline	Wile Sophia
Koerner Agnes	Wolf Jacob
Levy M J	Wild Kaspar
Limper Fritz	

Jno. J. Speed, Postmeister.

Todes-Anzeige.

Starb am Freitag Abend halb sechs Uhr mein geliebter Gatte Christoph Leonhard im Alter von 35 Jahren.

Das Leichenbegängniß findet am Sonntag Nachmittag um 2 Uhr vom Trauerhause in Butchertown und von dort zum St. Johannis Kirche woselbst die Leichenrede gehalten wird, statt, zu der Verwandte und Bekannte ohne besondere Notiz ergebenst eingeladen sind.

Die trauernde Wittwe
o31 Louise Leonhard und ein Kind.

O, weine nicht! Ihr Lieben, dämmt die Zähren,
Die um mich rinnen von der Wang' herab!
Es wir. die Trennung ja nicht ewig währen.
Früh oder spät umschlingt auch Euch das Grab.
Dann sind die Geister, gleich vereinten Flammen,
Dort in dem seligsten Verein beisammen!

Neptune Lager, No. 25, J. O. O. F.

Die Beamten und Mitglieder dieses Lagers werden hiermit aufgefordert sich Sonntag Nachmittag um halb 2 Uhr, in ihrer Halle zu versammeln, um dem Leichenbegängnisse unseres verstorbenen Patriarchen Christoph Leonhard beizuwohnen.

Mitglieder von Schwesterlagern sind ergebenst eingeladen, sich un anzuschließen.

John Decker, Schr. F. Braun, E.-Patr. o31

Schiller Loge No. 60, J. O. O. F.

Die Beamten und Mitglieder der obigen Loge sind hiermit aufgefordert sich Sonntag Nachmittag halb 2 Uhr in ihr Logelokal zu versammeln um dem Leichenbegängniß unseres verstorbenen Bruders Christoph Leonhard beizuwohnen.

Mitglieder von Schwesterlogen sind ergebenst eingeladen, sich uns anzuschließen.

J. H. Schroeter, Schr. Chas. Jantz, C. M. o31

Achtung Louisville 1. Dragoner Comp.

Die Mitglieder der Compagnie sind hiermit aufgefordert, sich Sonntag Nachmittag, pünktlich ein Uhr, im Woodland Garten in voller Uniform mit Waffen einzufinden, um unseren verstorbenen Waffenbruder Christoph Leonhard zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten.

Auf Ordre von Theofil Conrad, Capt.
Christ. Gebhard, Ordnls Sergt. o31

Johannes Huß Loge Nr. 7, A. P. A.

Am Dienstag Abend, den 4. November, findet die Installation der neu erwählte Beamten der Johannes Huß Loge statt, zu welcher freundlichst die Brüder dieser Loge sowie unserer Schwesterlogen in Louisville und New Albany hiermit eingeladen sind.

Der D. D. G. W. von Kentucky wird bei dieser Gelegenheit eine Rede halten über die Prinzipien des Ordens.

Christ. Young, W. M.
John Flach, P. S. o31 2m

Deutsches Theater
— in der —
Turn-Halle.

Unternehmer.....John Held.
Regisseur.....Herr M. Hahn.

Sonntag, den 1. November 1868.
SACRED CONCERT!
Zum erstenmale:
Der Geliebte dreier Frauen!

Posse mit Gesang in 4 Aufzügen von Pius Alexander Wolff.

Preise der Plätze durch den ganzen Saal 35 Cts.
Kassenöffnung präcis 7 Uhr. Anfang 8 Uhr.

Indem ich im Namen der Direction für den zahlreichen Besuch unserer Vorstellungen meinen Dank ausspreche, lade ich auch heute zu einer ebenso interessanten Aufführung ein, ebenfalls einige verbrachte Stunden garantirend, achtungsvoll Ergebenster
o30 M. Hahn, Regisseur.

Ball! Ball!

gehalten vom Frauen-Verein,

zum Besten des d. p. Waisenhauses,

im Masonic Tempel,

am Montag, den 9. November 1868.

Alle Anstalten werden getroffen, den Besuchern einen recht vergnügten Abend zu bereiten und giebt sich der Frauenverein der angenehmen Hoffnung hin, daß man sich an obigem Balle recht zahlreich betheiligte.

Wir brauchen kaum hier zuzufügen, daß solche fröhliche Stunden gewiß die schönsten sind, wo man sich zugleich bewußt ist, etwas zum Besten der Armen oder elternloser Kinder beigetragen zu haben.

Eintritt $1. Essen nach Belieben.

Eintritts-Karten sind bei den Mitgliedern des Frauenvereins und am Ballabend an der Kasse zu haben. oc18

Tanzunterricht.

Der Unterzeichnete wird am Montag, den 5. Oktober Abends 8 Uhr einen Tanzkursus eröffnen, für Damen, Herren u. d Kinder, alle moderne Tänze werden gelehrt, wobei jede.. ersten Montag im Monat ein Tanzkränzchen stattfindet.

Anmeldungen werden entgegen genommen in meiner Wohnung, 245 Jeffersonstraße, nahe Hancock. Bedingungen liberal. Achtungsvoll

sp30 H. Roemler, Tanz- und Turnlehrer.

Soeben erhalten eine große Sendung der beliebtesten und besten Sorte von Weinreben, von 1 bis 2 Jahr alt, wie **Concord, Jeves Seedling Madeira Delaware u. s. w,** die zu den billigsten Preisen zu haben sind bei

Wilhelm Geisel,
ef23 12m dritte Straße, zwischen Markt u. Main.

Deutsche Bierhalle
von
Chr. Frank,
Südost-Ecke der fünfzehnten und Mainstraße.

Meinen Freunden und dem Publikum im Allgemeinen die ergebenste Anzeige, daß hier stets das feinste Cincinnati Lagerbier, sowie die besten Liquore und abgelagerten Cigarren zu haben sind. Chr. Frank,
1oc613 Ecke fünfzehnter und Mainstraße.

Stachelmeier.

Iraveltown, in America, schräg in's Winkelche.

Oktober 31. 1868.

Jeliebte Rehdachsion!

Jetzt wird's aber jut. Nu will der Tomppert ooch noch eenen Canal rund um die Stadt ziehen lassen, um mit den Ohio mit Ehren uf die andere Seite concurriren zu können. Ick will Ihnen nu ooch sagen, woso die großartige Verschönerung von die Stadt ausjeführt werden soll, weil se nämlich keen Jeld mehr hat, um bloß ihre Straßen putzen zu lassen. Der janze Rummel kostet nich mehr, wie zehn Millionen Dhalers, die jetzt von unjlückliche Dienstmädchen un Schusterjungens nickelweise jesammelt werden sollen. Der Zweck von den Canal is, weil dort Fabrikhäuser jebaut werden sollen, die jetzt am River keenen Platz mehr haben und ooch durch dat Jeräusch von die Fälle in ihre jeistige Beschäftigung jestört werden. Zujleich is et die Absicht von unsern Borjermeester, sich een lebendijes Denkmal an den Anfang und an't Ende vom Kanal zu jründen. Dasselbe soll uf eenen Sockel aus Kautobig ruhen, besteht aus eenen Menschen ohne Kopp mit eenen Sonndagsschnippel und obendruf liegt een jroßer Krautkopp. Der Stadtrath hat das Janze jetzt unner Erwäjung und wird den Anschlag uf die Taschen von uns Bürjer möglicherweise passiren, wenn nämlich dat Jeschäft inträglich is.

Letzte Woche war ick mit meine Freunde Nettweiler, K–auer und Braun uf die Schneppenjagd. Jeschossen haben wir, dat et nur so een Verjnügen war, aber jetroffen haben wir Nischte, wie den Horizont, dem wir aber nich in die Jagdtasche stoppen könnten, weil dat keen Wild is. Vor Aerjer haben wir fürchterliche Leibschmerzen bekommen, und et war een Jlück vor uns, dat so ville Beeme in die Nachbarschaft waren, sonst wären wir am Ende noch wejen Mangel an menschlicher Accommodation in't Loch jesteckt.

Für heite müssen Se sich bejnügen mit dem, wat ick bis jetzt jeschrieben habe. Der Wahlkampf am nächste November is so nahe, dat ick alles Interesse an't Witzereißen ufjejeben habe un mir empfehle als Ihr bollitischer

Stachelmeier,
mit's Elekschionir-System.

Ein etwas zu sehr für sich eingenommener Banquier, der es liebte, wenn man ihm in feierlicher schwarzer Kleidung seine Aufwartung machte, erhielt von einem Studenten einen Besuch. Nachdem ihr Geschäft abgemacht war, besah der Banquier Letzteren genau und sagte: „Schau, schau, haben's da wohl weite, lichte Hosen an?"

Student. „Ja! 's sind Pantalons."

Banquier. „Sie sind wohl jetzt so Mode?"

Student. „Ja!"

Banquier. „Aber zu honetten Leuten geht man halt wohl nit darin."

Student. „Nein!"

Bei einem öffentlichen Examen wurde ein Mediciner gefragt: „Wenn Jemand durch irgend eine Explosion in die Luft geschleudert wird, was ist dabei zu thun?"

„Ich würde ruhig abwarten, bis er wieder zur Erde käme, und ihn dann untersuchen," war die einfache Antwort.

„Welche Muskeln würden sich bewegen, wenn ich Ihnen jetzt einen Stoß ins Kreuz gebe?"

„Jedenfalls die Muskeln meines rechten Armes; denn ich würde keinen Augenblick anstehen, Ihnen eine Ohrfeige dagegen zu geben," war ebenfalls die einfache Antwort.

Maler-Preise. Ein Engländer kam zu einem der ersten Maler von Paris, und bat ihn, ein Pferd für sein Album zu zeichnen. Der Künstler entwarf eine Zeichnung zu seiner Zufriedenheit.

„Was ist der Preis davon?" fragte er.

„Zwanzig Louisd'or," antwortete der Künstler.

„Zwanzig Louisd'or?" rief der Engländer voll Verwunderung aus, „warum nicht gar! Sie haben ja kaum zwanzig Minuten daran gearbeitet?"

„Sie irren sich, mein Herr," sprach der Maler gelassen, „ich habe mehr als zwanzig Jahre arbeiten müssen, um dieses Pferd zeichnen zu können."

Alexander für die Armen! Der Kaiser Alexander wohnte während der Besetzung von Paris durch die Verbündeten der Jahresfeier eines Hospitals bei. Es wurden zur Einsammlung von milden Gaben Teller herumgereicht, und zwar meist durch Frauen und Töchter der Vorsteher. Dem Kaiser hielt ein ungemein schönes Mädchen den Teller vor. Während er einen Louisd'or auf denselben legte, flüstert: er dem Mädchen zu: „Dies ist für Ihre schönen Augen, Mademoiselle." Das Mädchen verneigte sich und hielt dem Kaiser den Teller nochmals hin. „Noch mehr?" fragte Alexander. — „Ja, Sire," antwortete das Mädchen, „jetzt möcht ich auch etwas für die Armen haben." Daß der Kaiser die Gabe verdoppelte, braucht wohl nicht erwähnt zu werden.

Schwarzsauer und Klösse.

Motto: Wer't mag, de mag't, wer't nich mag, de mag't jawoll nicht mägen;—ik mag't und wenn't Mennigenn man harr de wullt ok woll mägen!

Beim Durchmarsche der österreichischen Truppen durch Holstein im letzten dänischen Kriege wurde ein Bauernhof in entlegener Gegend mit Einqurtirung von einem Offizier, einem Corporal und zwölf Mann Soldaten belegt. Die Leute erwiesen sich sämmtlich ihren Wirthen gegenüber gefällig und freundlich, das wollte denn auch die gutmüthige Bauersfrau belohnen und ihren Gästen Ehre anthun, indem sie solche nach besten Kräften bewirthete. Sie brachte ihnen darum das durch ganz Nord-Deutschland bei Reich und Arm hochgeliebte Gericht, Schwarzsauer mit Klößen, auf den Tisch — ach Schwarzsauer! wie wird mir schon bei dem Worte das Herz so groß! — welche liebe Landsmännin u. norddeutsche Hausfrau hier in Chicago oder tausendmeiligen Umkreis ladet mich mal auf Schwarzsauer ein?? So Lüd, sprach die fleißig schaffende, rührige Hausfrau, als sie die mächtige Schüssel Schwarzsauer auf den Tisch gestellt, so Lüd,

nun langet die Hände zum lecker bereiteten Mahle!

Nein, das sagte sie nicht, sie sagte ungleich gemüthlicher:

So Lüd, nu kammt rann, langt to un lat't jüh't schmecken!

Unsere tapferen Oesterreicher rückten denn auch rann—wie sie aber das ihnen gänzlich fremde und unbekannte Gericht erblickten, da entsatzten sie sich die unerschrockenen Krieger und wichen zurück.

Na Kinners, warüm langt jüh nich to, warüm et jüh nich? fragte verwunderungsvoll die Frau.

Mutter! rief der Corporal,—Mutter! nehmen's nicht krumm, aber—Wichs!—wir essen halter kein Wichs!

Kinners, Kinners! dat is ja keen Wirs nich, dat is ja Schwarzsuer!

Nein, nein! riefen sämmtliche Oestreicher ängstlich aber entschieden, nir Schwarzsuer! Wichs essen mir nicht, kriegen halter sonst genug Wichs, nein, kein Wichs! — — Wichs ist gut für die Schuh, nicht gut für Magen und Buckel!

Ach lewe Gott! Lüd, prost doch mal,—Lüd, prost doch mal! Schwartsuer schmeckt gor to glatt!

Nein, nein! nir Wichs, nir Schwartsuer! war die allgemeine Antwort.

O du barmhartige Gott! jammert die arme Frau und läuft in ihrer Herzensangst zum Offizier, der sichs in der kleinen Stube bei einem gebratenen Huhn wohl sein ließ. Mien leme Herr Offizier! o wesen's so good un kemen's mal näver na de grode Dönst (Stube), ehr Schledaten wöllt nich eten, se estemert mien schön Schwartsuer för — — Wirs! bedüden se jümt mal!

Der Offizier sprang auf und ging eiligst hinüber: Nun Leute, was habt ihr denn, warum wollt ihr nicht essen?

Halten zu Gnaden, Herr Lieutenant, antwortet salutirend der Corporal, Wichs können mer halter nicht essen! Der Offizier gukt in die Schüssel und macht ein langes Gesicht und denkt: das ist wohl gar die spartanische Suppe, wie kommt die nach Holstein? sagt aber dann: Liebe Frau Wirthin, ihr Schwartsuer, wie Sie's heißen, sieht aber aus wie Wichs!

O du mein Jesus! de ok?—na wat de Buer nich kennt, dat fritt he nich, dat is wohr — över mien hartlew Offizier, do dohn 's mie de ehnzige Lew an und proben's dat Schwartsuer doch mal; wiß un w'rastig — dat schmeckt glatt, gor un gor to glatt. Fast mit Gewalt nöthigt sie darauf den Herrn Lieutenant an den Tisch nieder, füllt ihm einen Teller mit Schwarzsauer und drückt dem Widerstrebenden den Löffel in die Hand—so, nu proben's mal!

O heiliger Stephan! spartanische Supp! Schwartsuer! stöhnt der—alle Blicke sind auf ihn gerichtet; er faßt einen verzweiflungsvollen Entschluß, fährt ins Schwarzsauer, schließt die Augen und hinein mit dem Löffel in den Mund!—Gottlob, ein günstiger Zufall waltete und ließ unser Schwarzsauer nicht zu Schanden werden. Der Herr Offizier hatte zum Entre ein feines Stücklein Gänsefleisch in den Zaun der Zähne geführt; es schmeckt ja! er versucht es noch einmal; ein zartes Klößlein kommt auf den Löffel—hm, es schmeckt gut!—er rührt den Löffel abermal — ein zartes Gänseherz faßt er diesmal. Ei, das schmeckt ja prächtig! Ha, denkt er, „greift nur hinein!" u. s. w. und langt zu. — Mutter, noch einen Teller vom Schwartsuer, schmeckt prächtig, herrlich!

O du lewe Gott! ruft die gute Frau freudig erregt und gerührt; o wat sünd se doch ehnmal förn gooden, lewen, gemeenen, niederträchtigen Herrn Offizier!

Die Soldaten sahen zuerst mit Bewunderung, gemischt mit Schauder u. Grauen, auf ihren Führer; wie der zulangt, verwundern sie sich, wie er sich in Ausrufungen des Entzückens ergeht und die zweite Portion reichen läßt, werfen sie begehrliche Blicke nach der Schüssel und stehen da und leckmäulern; wie der Offizier nun aber mehr als gesättigt aufspringt und sich mit der Hand an den Bauch schlagend, ausruft: Donnerwetter, das ist holter a Fress'n, das schmeckt, das stärkt! Drauf ihr Leut!—Schwartsuer macht euch bombenfest!—da stürmen sie auf die Schüssel ein und schmausen, daß ihnen schwarz um die Bärte wird, und da sie mit Worten zu danken keine Zeit haben, schießen sie dankerfüllte Blicke auf die brave Hausfrau, welche freudethränenfeuchten Auges dasteht und den Schmausenden zuschaut. Ach wie fröht mie dat, Kinners und Lüd, dat't jüh so good schmeckt — ach wie fröht mie det!

Die Schüssel ward leer, so leer, daß selbst ein Liebig es nicht ergründet, ob Milchsuppe oder Schwarzsauer darin gewesen. Da sprang der Corporal auf, ging zur Wirthin, umfaßte sie, gab ihr einen Schmatz, (den Liebig einen „süß sauer-schwarzsäuerlichen" analysirt und erkannt haben würde), und innigst und sanft bat der Corporal: Lieb' Mutter, koch' sie uns morgen doch wieder a Wichs!

Die zwölf Mann im Chor: Mutter, morgen wieder a Wichs! L. B.
(Westen.)

Eisenbahn-Pfeifen. Ein Eckensteher fuhr mit seiner Frau auf der Eisenbahn von Berlin nach Potsdam. Als die gellende Pfeife der Locomotive wiederholt ertönte, rief die Frau: „Ach herrjes! des is aber nich zum Aushalten mit dem Pfeifen."

„„Wat haste denn schon wieder zu acherjesen? det Pfeifen dhun se, damit keener untern Wagen kommt. Aber Du verlangst wohl, det se vor Deine lumpje Jroschen die Mamsell Heinefetter uf de Locomotive sollen singen lassen.""

Wie die Frage so die Antwort. — „Hallo da!" rief ein Bauer einem andern zu, dem er unterwegs begegnete, und der in großer Eile zu sein schien.

„Wo gehst Du hin? was macht Deine Frau? wie viel Uhr ist's? was kostet die Butter?"

„Auf den Markt, ziemlich wohl, hat drei geschlagen, zwölf Groschen" war die Antwort.

Ein Arzt sagte zu seinem Bekannten: „Ich bin acht Tage auf dem Lande gewesen, und komme so eben erst wieder zurück."

„Das höre ich jetzt zum erstenmale."

„Zum erstenmal?" fragte ein Spötter, „es hat ja doch in den Zeitungen gestanden."

„Wie wäre das möglich!" rief der Doctor verwundert aus.

„Ich hab' es selbst gelesen, es stand darin: in dieser Woche sind 194 Personen weniger gestorben."

Männer und Hühne. „Das ist wahr," sagte Jemand, der über Sommer auf dem Lande wohnte, „nichts meldet sich so früh als der Hahn, er kräht, daß man es in der ganzen Nachbarschaft hört, ein Beweis, daß die Männer sehr früh wach sind."

„Nein," versetzte seine Frau, „nur ein Beweis, daß die Männer schreien, sobald sie die Augen aufmachen."

Bei der Reise, die Kaiser Joseph II. im Jahre 1773 durch seine Staaten machte, bemerkte er in der Stadt Warasdin in Croatien, unter der herbeigeströmten Menge, die ihn sehen wollte, auch Einen, der über alle Köpfe hervorragte. Diese große lange Figur fiel dem Kaiser auf, er winkte also dem Manne, näher zu treten und fragte ihn:

„Wer seid Ihr?"

„Der Dorfrichter aus**."

„Wie viel Schuh habt Ihr?"

„Ein paar Schuh, Eure Majestät, und ein paar Stiefeln."

Der Kaiser lächelte über dieß Mißverständniß, griff in die Tasche und gab dem Befragten drei Ducaten mit den Worten: „Da nehmt das, und kauft Euch auch noch ein Paar Pantoffeln."

Die Sammet-Mütze. Ein Bäcker trug immer Sammet-Mützen, und pflegte, wenn Jemand in seinen Laden kam, den Kopf durch ein kleines Fenster zu stecken, um das zu geben, was er verlangte, und das Geld dafür zu nehmen. Eines Abends kam auch ein Bettler und klopfte an das Fenster. Der Bäcker machte es auf, und steckte wie gewöhnlich den Kopf hindurch. „Was will Er, mein Freund?" fragte er den Bettler, „Ihre Mütze," antwortete dieser, nahm sie ihm vom Kopfe, lief damit zum Hause hinaus und entwischte glücklich.

Der Enttäuschte. Ein Fürst, welcher in einem Wirthshause auf dem Lande einkehrte, fand ein gut gemaltes Portrait seiner allerhöchsten Person im Gastzimmer aufgehängt. Angenehm überrascht fragt er den Wirth: „Sie sind wohl ein Liebhaber von Gemälden?"

Wirth: „Kann's nicht rühmen."

Fürst: „Aber Sie haben hier doch ein recht gutes Bild von mir hängen."

Wirth: „Ja, das schon."

Fürst: „Man sieht, Sie haben sich's etwas kosten lassen, Ihren Landesvater so wohlgetroffen und in so würdiger Ausstattung zu besitzen. Das Bild macht Ihnen wohl viele Freude?"

Wirth: „Freude? Nein. Aber ärgern thut mich's, so oft ich's ansehe."

Fürst (betroffen): „Warum das?"

Wirth: „Drum hab' ich's von so einem Lumpen in der Stadt in der Gant übernehmen müssen."

Die armen Spanier.

Gelungen wär die Rebellion!
Jetzt kommt das dicke Ende.
Hätten wir nur einen König schon,
Der was von der Sach' verstände!
Wir dachten schon nach pro patria!
Daß fast der Kopf uns rauchte.
Candidaten genug sind da!
Ach ja!
Wenn nur Einer was taugte!

In Folge der neuesten Ereignisse sehen wir uns veranlaßt, die Besitzer älterer Ausgaben der in unserem Verlag erschienenen Schiller'schen Tragödie „Don Carlos" um Streichung folgender Verse zu ersuchen:

.....Ganz Spanien
Vergöttert seine Königin.
* * *
Man ist—sehr ruhig in Madrid.
* * *
Die Span'schen Königinnen haben Müh'
Zu sündigen.
* * *
.....Wer
Ist frech genug, mit giftigem Verdacht
Die engelreine Tugend anzuhauchen?
Die beßte Königin so tief ꝛc. ꝛc.

Ergebenst
J. G. Cotta in Stuttgart
und Tübingen.

Ich erkläre hiermit, daß ich mit den Versen im 11. Auftritt des zweiten Acts meines „Don Carlos":

„— — Sie hätte
Den Götterschein der Tugend schaugetragen
Und doch zugleich des Lasters heimliche
Entzückungen zu naschen sich erdreistet?"

weder Isabella von Bourbon, noch was den „schaugetragenen Götterschein der Tugend" anbetrifft, die geweihte Rose verstanden haben will.

Schiller, Dichter a. D.

Pünktlicher Vollzug. Herr: „Ja, was soll denn die Lampe bei meinem Gummbaum?"

Magd: „Sie haben ja vor Ihrer Abreise befohlen, daß der Gummbaum Licht haben sollte, und da habe ich jeden Abend die Lampe angezündet und den Baum dazu gestellt, sehen Sie, er ist wieder um zwei Blätter gewachsen."

Müller. Also Mazzini u. Graf Bismarck sind die Hauptfeinde der Ordnung in Europa?"

Schultze. Wer sagt denn des?

Müller. Hier steht es in die Zeitung: der ultramontane „Monde" sagt es, die Beeden wollten Frankreich, das noch janz alleene die Relijion schützt, in tausend Verlejenheiten stürzen, um dabei „für sich und ihre Spießjesellen jute Jeschäfte zu machen!"

Schultze. Und dabei wollen boshafte Menschen noch behaupten, deß „Templer und Jüdin" in Berlin aus jewisse Rücksichten verboten wäre!

Müller. Ja, ja, es jibt zu böse Menschen!

Beweis, daß die Erde rund ist. Lichtenberg sprach in einer Familiengesellschaft davon, daß die Erde rund sei. Die Frau vom Hause schüttelte bedenklich den Kopf. Lichtenberg suchte ihr nun seine Behauptung zu beweisen, aber, da die von ihm angeführten Gründe für ihre Verstandeskräfte zu hoch waren, so bildete sie sich ein, er wolle nur seinen Scherz mit ihr treiben. „Ich lasse mir nicht so leicht etwas aufbinden," sprach sie halb unwillig, „Sie mögen sagen, was Sie wollen, ich glaub's doch nicht." Ihr Gatte, der Lichtenberg eben so wenig verstanden hatte, hielt es der Höflichkeit gemäß, die Partie seines Gastes zu nehmen, er wandte sich also sogleich an seine Ehehälfte mit den Worten: „Du kannst es mir glauben, der Herr Professor hat ganz Recht, denn als ich vor einigen Jahren nach Paris gereist war, ging es ordentlich bergunter."

Abschiednehmen. Bei einem Regimente diente ein Hauptmann von sehr kleiner und ein Lieutenant von großer Statur. Der Lieutenant hatte die Gewohnheit, auf den Hauptmann, wenn er mit ihm sprach, auf eine gewisse Art hinabzusehen, die dem Letztern sehr zuwider war. Der Hauptmann ertrug es sehr lange, wurde aber endlich so erbost darüber, daß er eines Tages in seinem Unmuthe ausbrach: „Sehen Sie doch nicht so herab," sagte er zu dem Lieutenant, „das ist eine Unart, sehen Sie wie andere Menschen grade aus."

Der Lieutenant, eingedenk seiner Subordination, sagte: „Ja, Herr Hauptmann, ich werde gehorchen — aber leben Sie wohl!"

„Was?" versetzte der Hauptmann — „was wollen Sie unternehmen?"

„Ich werde gehorchen," wiederholte der Lieutenant, „aber leben Sie wohl, denn in diesem Leben sehe ich Sie nicht wieder!"

Erfrischung. Erhitzt u. außer Athem kam der Arzt zu einem Geizigen.

„Kann ich Ihnen mit einer Erfrischung aufwarten?" fragte dieser.

„Sie werden mich sehr verbinden, ich bin ganz erschöpft."

„So will ich das Fenster aufmachen, wir haben hier die herrlichste frische Luft."

Merkwürdige Testamente.

Es kommen so viele sonderbare letztwillige Verfügungen vor, daß man ganz interessante Sammlungen davon veranstalten könnte; wir wollen jedoch blos einige Beispiele davon hier aufführen.

Ein reicher Engländer, welcher ein geschworener Feind des Tabaks war, vermachte sein Geld und Gut seinem Neffen blos unter der Bedingung, daß derselbe nie in seinem Leben eine Pfeife, Cigarre oder Cigarrette, noch selbst eine Prise Schnupftabak berühren dürfe.

Ein anderer sehr vermögender Mann, ein Hagestolz ohne Familie, hatte angeordnet, daß sein Begräbniß des Morgens um 5 Uhr stattfinden sollte. Da der gute Herr nun im Laufe des Januar starb, so war es wahrhaftig ein starkes Freundschaftsstück, früh um 5 Uhr in Kälte und Finsterniß mit zum Begräbniß zu gehen, deßhalb fanden sich auch nicht mehr als drei Bekannte des Verstorbenen ein, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Wie groß war aber die Ueberraschung der drei Herrn, als sie am Tage nach dem Begräbnisse von dem Notar des Seligen Jeder einen Brief in folgenden Ausdrücken erhielten:

„Mein Herr!

Als Vollstrecker des letzten Willens des verstorbenen Herrn X. habe ich die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß Sie ein Drittheil von seinem Vermögen erben.

Herr X. hatte nämlich absichtlich gewünscht, daß sein Begräbniß zu so früher Stunde statthaben solle, um die Zuneigung seiner Freunde auf die Probe zu stellen; er hatte die Verfügung getroffen, daß sein Vermögen zu gleichen Theilen unter alle Diejenigen getheilt werde, welche weder Kälte noch Ermüdung gescheut, um ihn zu seiner letzten Ruhestätte zu geleiten.

Da nun nicht mehr als drei Personen diesem Aufrufe Folge geleistet, habe ich die ganze bewegliche und unbewegliche Hinterlassenschaft des Verewigten in drei Theile theilen lassen, und Sie können Ihren Antheil an der Erbschaft nach Ablauf der gesetzlichen Frist übernehmen."

Ein drittes, sehr bizarres Testament machte ein englischer Lord, der bei Lebzeiten von seinem Intendanten weidlich bestohlen worden war und sich dadurch an demselben rächen wollte, daß er ihn zum Universalerben seiner ganzen Besitzthümer einsetzte, wobei er indessen folgende gewichtige Clausel anhängte:

„Mr. N. muß zur Verwaltung des von mir an ihn vermachten Vermögens acht Intendanten annehmen, deren Rechnungen er niemals nachsehen darf, widrigenfalls er sofort seine sämmtlichen Erbrechte verliert.

Auf diese Art und Weise wird er nach vergrößertem Maßstabe den Verdruß und Aerger kennen lernen, welchen er mir sein Lebelang zugefügt und der darin besteht, daß er nun sein Vermögen nach und nach in die Hände von Räubern und Betrügern übergehen sieht."

Ein reicher Portugiese, welcher ein außerordentlicher Liebhaber von Vögeln war, setzte eine jährliche Rente von 3000 Thaler aus, damit fortwährend eine Voliere mit den seltensten Vögeln auf seinem Grabe unterhalten werde.

Ein vor zehn Jahren in Amerika verstorbenes Original erklärte in seinem Testamente, daß alles Unglück, das ihn im Leben heimgesucht, von seiner Unpünktlichkeit hergekommen sei, weßhalb er sein sämmtliches Vermögen dazu bestimme, daß an jeder Straßenecke seiner Vaterstadt eine Uhr angebracht und in Ordnung gehalten werde.

Ein anderer Amerikaner, ein reich gewordener, vom Geschäfte zurückgezogener Kaufmann, setzte in seinem Testamente einen Preis von 25,000 Dollars für denjenigen Kaufmann in New-York aus, dem es gelingen würde, binnen einem Jahre die sechs hübschesten Verkäuferinnen in seinem Laden vereinigt zu haben.

Abändern. Ein Mann mit einer plattgedrückten Nase machte sich in einer Gesellschaft über die heutigen Recensenten, die nicht einmal recht Sprachlehre wüßten, lustig.

„Wie," fragte ein solcher, „kennen Sie wirklich die Sprachlehre so gut?"

„Sicher besser wie Sie," sagte der Stumpfnäsige.

„Nun, so ändern Sie Ihre Nase ab."

Dampfschifffahrt. Ein Reisender berichtet, daß auf seiner letzten Mississippi-Tour das Dampfboot, auf dem er fuhr, spät in der Nacht auf ein Senkholz heftig aufstieß, was eine große Aufregung unter den Passagieren verursachte. Eine fetty Lady kam in leichten Schlafkleidern und flatternder Nachthaube ganz eilig aus der Damenkajüte in die der Herren gesprungen. Voll Angst, daß das Boot durch den Stoß zum Sinken gebracht würde — wie das so häufig geschieht —, hatte sie schnell einen life-preserver um den Leib befestigt, war aber vor Schrecken so kraftlos geworden, daß sie keine Luft in den „Lebensretter" hineinzublasen im Stande war. Sie schrie deshalb in ängstlichem Jammertone den überraschten Herren zu: Blow me up! blow me up! (Blast mich auf! blast mich auf!) Erst das schallende Gelächter brachte die Arme zur Besinnung.

Die Entführung.

Eine geschichtliche Skizze von C. Durand.

Polen, ein Wahlreich, zeigt uns ein Bild aristokratischer Tyrannei. Seit der Stiftung des Wahlreichs war nämlich alle gesetzgebende Gewalt in die Hände der Adeligen gelegt und das liberum veto gestattete sogar dem Einzelnen, durch seinen Widerspruch die Beschlüsse der Uebrigen zu nichte zu machen. So erblicken wir ein von Parteiungen zerrissenes Land, das mit Riesenschritten seinem Untergange zueilte.

Es ist im Jahre 1771. Auf Polens Königsthrone sitzt Stanislaus Poniatowski, der Liebling der Kaiserin Katharine II. von Rußland, und so kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn Poniatowski mit Rußland auf gutem Fuße steht, ja sich durch russischen Einfluß leiten läßt.

Eine eigenthümliche Veranlassung muß es sein, welche alle jene dahinschleichenden, sich so viel als möglich unkenntlich machenden Männer nach einem entlegenen Theile Warschaus führt. Wir betreten einen Saal! Derselbe ist mit Männern von kräftigem Körperbau gefüllt; Entschlossenheit leuchtet aus ihren Mienen. Ueberall erblicken wir Gruppen, die über ein Thema eifrig debattiren.

Eine plötzliche eingetretene Stille und die Gruppirung um einen Mann läßt uns unsere Blicke auf denselben zu richten; es ist Strawinski.

„Brüder", so hebt er an, der Zweck unserer heutigen Versammlung ist wohl einem Jeden von Euch genügend bekannt. Unser König buhlt mit unseren Todfeinden, den Russen, welchen er uns am liebsten übergeben möchte. Das Vaterland ist in Gefahr, eine russische Provinz zu werden. Denkt an Kasimir und Jagiello, was diese für unser theueres Polen gethan, und—die Hand aufs Herz!—gelobt hier an dieser Stelle, mit Gut und Blut für das Beste Eures Vaterlandes einzustehen. Aber nicht nur das Vaterland, auch unser Glaube ist in Gefahr, für welchen unsere Vorväter mit Freuden ihr Leben hingaben. Seht! man will unseren Glauben ausrotten, uns das heilige Erbe unserer Väter rauben. Ermannt Euch, werdet Männer und handelt!"

„Alle unsere Vorstellungen beim Könige sind furchtlos ausgefallen alle unsere Bemühungen, ihn von Rußland abzuziehen, und ihn Frankreich, von dem allein wir Hülfe erwarten können, in die Arme zu führen, sind gescheitert. Wohlan denn! Was wir in Güte nicht erreichen können, das muß durch Gewalt erreicht werden. Wir werden den König gefangen nehmen und ihn von Warschau nach Czenstochau führen wo er für unsere Vorschläge gewiß nicht taube Ohren haben wird."

„Noch einmal, Brüder! Das Vaterland und unser Glaube ist in Gefahr! Wollt Ihr für die Ausführung unserer Pläne mit Eurem Leben einstehen, so schwöret!"

„Wir schwören!" hallte es aus der Versammlung zurück.

Strawinski und Lukawski, die Führer der Meuterei, wählten nun einunddreißig der Stärksten und Entschlossensten aus und entwarfen mit ihnen den Plan zur Entführung des Königs.

Der 3. November hatte bald nach dem Scheiden der Sonne eine finstere Miene angenommen. Es mochte nach 8 Uhr Abends sein, als sich vom Palaste des Reichskanzlers aus einer Karosse in Bewegung setzte, welche ihren Weg nach dem Palaste der Prinzessin Czartorska nahm. Vor dem Wagen ritten zwei Reiter mit Fackeln, sechs andere, von zwei Edelleuten angeführt, bildeten die Bedeckung des Wagens. Im Tritte jeder Wagenthür stand ein Page, während auf dem Sitz hinter dem Wagen zwei Heiducken u. zwei Infanteristen Platz genommen hatten. Im Wagen selbst erblicken wir den König Stanislaus Poniatowski mit seinem Generaladjutanten und einem Verwandten.

Wie von ohngefähr schneidet ein Trupp die Vorreiter von dem nachfolgenden Wagen ab. Es ist Strawinski mit einem Theil der Verschworenen, welche man für eine russische Patrouille hält. Kaum ist dies aber geschehen, so sprengen noch zwei andere Abtheilungen unter Anführung des Lukawski und des Koszynski, mit dem Beinamen Kusma, heran. Eine Scene entspinnt sich nun, deren blutige Abwickelung nur wenige Minuten in Anspruch nimmt. Drei Leichen decken den Boden und der König scheint in den Händen der Verschworenen sich zu befinden. Nach einigen Augenblicken will einer derselben sich überzeugen, ob auch wirklich der König es sei, den man gefangen; er läßt das Pulver seiner Pfanne aufblitzen, und nimmt mit Schrecken wahr, daß es der König ist. Es ist dessen Adjutant, der sich unter dem Wagen versteckt, den man hervorgezogen und bis jetzt für den König gehalten hat. Angst und Besorgniß malen sich in den Zügen Aller, Unentschlossenheit bemächtigt sich ihrer.—

„Oheim, Oheim! man will mich ermorden!" so ruft eine angsterfüllte Stimme am Palaste des Reichskanzlers. Aber dort drinnen scheint Alles ausgestorben zu sein; das Rufen und Klopfen verhallt ungehört.

Zwar wird das Rufen und Klopfen stärker, aber mit eben so wenig Erfolg, den Verschworenen dagegen klingt es wie Musik in den Ohren und leitet sie zu der Stelle hin, wo sie den König finden, dem in der Dunkelheit die Flucht gelungen war. Ein Aufblitzen des Pulvers überzeugt nun Koszynski, daß er endlich den Rechten habe.

„Nur keinen Widerstand, Ew. Majestät!" ruft Strawinski warnend dem Könige zu, „sonst stehe ich nicht für Ihr Leben."

Ein Wink und ein Pferd wird vorgeführt, worauf man den König setzt, und fort geht es zur Stadt hinaus. Lukawski führte den Vortrab, Strawinski den Nachtrab, während Koszynski den König mit sich führte.

Die Verschworenen glaubten, nun gewonnen Spiel zu haben und wünschten sich Glück, daß Alles so gut von Statten gegangen war. Allein geringe Umstände verändern oft großartige, ihrem Ziele schon ganz nahe Pläne, so auch hier. Bei der Schnelligkeit, mit der die Entführung bewerkstelligt wurde, war dem Könige der Pelz verloren gegangen, ein Schuh im Koth stecken geblieben und das Pferd lahm geworden. Er forderte deshalb ein anderes Pferd, andere Fußbekleidung und einen Mantel. Durch die hierdurch entstehende Verzögerung war Lukawski mit seinem Vortrabe weit vorausgekommen. Kaum bemerkt Koszynski die Trennung von seinen Gefährten, so verläßt den sonst so ruhigen und entschlossenen Mann die Besinnung. In seiner Verwirrung kann er zu keinem bestimmten Entschlusse kommen und trifft die verkehrtesten Anordnungen. Er giebt an, den Weg nach Bielawy einzuschlagen, welches zum Sammelplatz bestimmt war, und woselbst ein Wagen harrte, welcher den König an den von den Verschworenen bestimmten Ort bringen sollte. Die herrschende Finsterniß hüllt aber Alles in ein undurchdringliches Dunkel; kein Weg, kein Steg war zu erkennen und der Trupp gerieth endlich in einen Sumpf, der das Vorwärtskommen der Pferde hinderte.

Während wir Koszynski bei seinen Irrfahrten lassen, sehen wir uns einmal in Warschau um. Durch die vom Gefolge des Königs entkommenen Personen war ganz Warschau in eine unbeschreibliche Aufregung versetzt. Es wurde Lärm geschlagen, die Schloßwache eilte nach dem Orte des Attentats. Der aufgefundene Hut gab der Vermuthung Raum, daß auch der König ermordet sei. Allgemeine Verwirrung, allgemeine Rathlosigkeit! Keiner wußte einen Ausweg aus diesem Labyrinthe, eine allgemeine Kopflosigkeit hatte sich aller bemächtigt. Man fürchtete einen Aufstand. Endlich wurde man doch insoweit Herr seiner Sinne, daß man einige Anordnungen traf. Bald fand man den blutbespritzten Pelz des Königs an einem Graben, und dieser zeigte ihnen die Richtung, welche die Entführer eingeschlagen hatten.

Den übrigen Verschworenen ging es nicht besser. Diese suchten Koszynski im Walde und kamen gar nicht auf den Gedanken, daß derselbe den Weg nach Bielawy bereits eingeschlagen haben könnte. Da man, um den Russen nicht in die Hände zu fallen, b stimmt hatte, nur der russischen Sprache sich zu bedienen, so erreichte dadurch die Verwirrung ihren Gipfelpunkt. Koszynski's Leute wollten schon den König tödten und hätten es auch gethan, wenn ihr Vorhaben durch Koszynski's kräftiges Dazwischentreten nicht vereitelt worden wäre, welcher sie an den geleisteten Eid erinnerte, den König lebendig nach Czenstochau zu bringen. Bald darauf nähert sich eine russische Patrouille, und Koszynski's Leute ergreifen die Flucht. Diesen Moment hält der König zur Flucht günstig, allein Koszynski's geschwungener Säbel läßt ihn das Schlimmste fürchten und sich in sein Schicksal fügen.

Von seinen Gefährten getrennt, irrt Koszynski mit Stanislaus allein umher. Dieser bietet seine ganze Beredtsamkeit auf, seinen Führer von der Nichtigkeit eines solch geleisteten Eides zu überzeugen, und je länger und überzeugender der König und mit einer Wärme spricht, der auch das härteste Herz nicht widerstehen könnte, wird auch endlich Koszynski besiegt. Reuevoll wirft er sich seinem Gebieter zu Füßen und fleht um Gnade, die ihm Stanislaus verspricht und sein Wort durch Handschlag besiegelt.

Eine in der Nähe gelegene einsame Mühle nimmt Beide auf. Von hier aus schrieb Stanislaus an den Commandeur seiner Leibwache folgendes Billet:

„Durch ein Wunder bin ich den Händen der Mörder entkommen. Begebt Euch schleunigst nach der Mühle von Mariemont und holt mich ab. Ich bin zwar verwundet, aber nicht gefährlich.

Stanislaus."

Gegen Morgen langte diese Nachricht in Warschau an und verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der ganzen Stadt. Obwohl man dies für eine Flinte der Verschworenen hielt, dazu bestimmt, die Verfolger zu täuschen, so sah man doch eine unabsehbare Menschenmasse, fast Alle mit Fackeln in den Händen, der Straße zueilen, welche der König kommen sollte. Und eine Stunde nach dem Eintreffen der Nachricht von seinem Leben langte der König unter starker Bedeckung an.

Ein nie endenwollender Ruf: „Es lebe der König!" erscholl, und begleitete ihn bis zu seinem Palaste. Hier stieg er aus; sein Haar hing wirr um seinen Kopf, das Gesicht war blutig, seine Kleidung in der größten Unordnung. Die wunderbare Befreiung des Königs wirkte zauberhaft auf das Volk; des Jubels war gar kein Ende und Jeder beeilte sich, dem Herrscher seine Glückwünsche für die glückwünsche für die glückliche Rettung darzubringen.

In der Nähe des Königs erblicken wir eine zweite Person — Koszynski. Seine Augen suchten den Boden, seine Lippen sind fest zusammengekniffen, und wenn er ja einmal aufsieht, so schaudert ein Jeder vor seinem Blick zurück. Was mag in der Seele dieses Mannes vorgehn, welche Empfindungen mögen ihn bestürmen? Allen Fragen setzt er ein hartnäckiges Schweigen entgegen, und wenn sich je seine Lippen öffnen, so vernimmt man: „Ha! das ist der schrecklichste Tag meines Lebens!"

Am 7. Juni 1773 muß im Senatorsaale etwas Wichtiges vorgehen. Der Saal ist gehüllt, und vor dem Gerichtsgebäude wogt eine ungeheure Menschenmenge. Es ist heute der erste Verhörtag mit den Gefangenen, welche am Attentate betheiligt waren, und deren man habhaft werden konnte. Das Verhör nahm seinen ungestörten Fortgang bis zum 2. August, da erschien der König, der vorher nie einer Sitzung beigewohnt hatte, im Saal.

Sein sonst so heiteres Antlitz hatte heute einen wehmüthigen Anstrich. Sich zu den Richtern wendend, begann er:

„Mein heutiges Erscheinen hier gilt nicht meiner Sache, da es mir wohl schlecht anstehen würde, in derselben als Richter aufzutreten. Ich erscheine hier, um der Wahrheit die Ehre zu geben, da ja Niemand besseren Aufschluß in dieser traurigen Geschichte geben kann, als ich, der Augenzeuge. Mein Leben verdanke ich allein diesem Koszynski, denn in der Nacht meiner Gefangennahme wollten mich die Räuber mehrmals tödten, nur er hinderte es durch sein Dazwischentreten. Seinem Auftreten habe ich es zu danken, daß von Seiten der Anderen mir eine bessere Behandlung zu Theil ward. Sobald er seine Gefährten unter einem geschickten Vorwande entfernt hatte, warf er sich mir, der Bewaffnete dem Unbewaffneten und Verwundeten, zu Füßen, und stellte sein Schicksal meiner Gnade anheim. Er blieb sogar bei mir und stellte seine Dienste zu meiner Verfügung, obwohl er Zeit und Gelegenheit hatte, die Flucht zu ergreifen. „Ein gewisser Tod", sagte er, „harret zwar meiner in Warschau, aber dennoch will ich Sie nicht eher verlassen, als bis Sie wieder glücklich zurück sind." Da gab ich ihm mein königliches Wort, daß, wie er jetzt mein Leben gerettet, ich das seinige in Zukunft vertheidigen werde. Darauf führte er mich in eine Mühle, wo ich eine Stunde rastete, damit schnellere Hülfe aus Warschau ankommen konnte. Auch während dieser Zeit stand mein Leben noch immer in der Hand Koszynski's, doch blieb er mein Beschützer. Er hat meinem Worte vertraut, und ich halte es. Ich rede für ihn, vielmehr aber noch für mich selbst. Lassen Sie Ihren König nicht treulos sein. Sie meine Herren Richter, die für mein Ansehen Leben und Gut in die Schanze zu schlagen sich erboten haben, bringen Sie meiner Seele doch nicht eine solche Wunde bei, die für mich von tödtlicherem Ausgang sein müßte, als die, die meinen Körper getroffen. Eine Verurtheilung Koszynski's wäre die Störung meiner Lebensruhe. Sein Geist müßte mich auf Schritt und Tritt verfolgen, um Rache schreien, mich einen Wortbrüchigen und Undankbaren schelten."

Mit Wärme gedachte Stanislaus auch der übrigen Gefangenen und suchte die Richter zum Mitleid zu bewegen.

Die Richter ihrerseits ließen der Gerechtigkeit freien Lauf. Sämmtliche überführte Verbrecher wurden zum Tode, dem Verlust ihrer Güter und Ehren verurtheilt, nur dem Koszynski schenkte man das Leben.

Am 10. September 1773 zog eine unabsehbare Menschenmenge zu den Thoren Warschaus hinaus. An der Stelle, wo man des Königs blutgetränkten Pelz gefunden hatte, stand heute das Schaffot. Nur kurze Zeit und des Henkers Arbeit war gethan.

Mutterliebe. In N..... nahm man einer Frau ihren einzigen Sohn durch die Aushebung zum Soldaten, sie ging zur Obrigkeit, bat um seine Freilassung, aber ihre Bitten waren vergeblich. Endlich ging sie alle Tage in die Kirche und flehete die Mutter Gottes um Befreiung ihres Sohnes an. Als dies aber auch nicht half, nahm sie dem Marienbilde das Kind aus dem Arme, stellte es in einen Winkel und sagte: „Nun kannst Du auch sehen, wie es ist, wenn man kein Kind mehr hat."

Dies machte so viel Aufsehen, daß man ihr ihren Sohn losgab.

Verschiedener Geschmack. „Man kann allerhand zum Pferdefutter verwenden; Buchweizen, Gerste Roggen, Kukuruz und noch mehreres Andere; mir aber für meine Person bleibt alleweil der Hafer am liebsten."

Auf dem Hofball.

In Thüringen erzählt man sich folgende Anekdote, welche sich im Anfang dieses Jahrhunderts im Bad Liebenstein ereignet haben soll:

Es war in der Zeit, wo Alt und Jung die Arbeiten, die Studirzimmer in der Stadt, verläßt, wo Fürsten und Große in glänzender Equipage ins Bad reisen, Schüler und Gelehrte von bescheidenen Ansprüchen mit Stock und Ranzen ein Stückchen von der schönen großen Natur durchkreuzen; es war in der Zeit, wo Jung und Alt hinauszieht ins freie Gebirge, um auf Mooksteppichen die vom Winter gelähmten Beine zu recken und, wenn auch keinen wunderwirkenden Gesundbrunnen, so doch die viel gesündere Waldluft zu trinken. In dieser Zeit war es, als ein alter Dorfschulmeister mit seinem Sohne, einem jungen Seminaristen, sich aufgemacht hatte, um sich in dem nahen Thüringerwald von den vielen Anstrengen und Aergernissen, die sein Stand mit sich brachte, zu erholen. Der gute Alte hatte diesmal seine besten Kleider angelegt, und auch sein Sohn hatte sich in seinen Tuchrock gehüllt, der ihm bis an die Wade reichte. Wie vornehm glaubten sie sich auszunehmen in ihrer altväterischen Tracht! Und doch belächelte sie noch vornehmer ein Lakai, der dahergesprungen kam, als sie gegen Abend sich dem Kurhause des Badens Liebenstein näherten.

„Da oben muß Tanz sein, Vater," bemerkte der junge Mann, als man ganz deutlich die Töne eines Walzer vernahm.

„Hättet Ihr auch keine Lust, Vater," fuhr er dann fort, „so könntet Ihr doch mit mir hinaufgehn, ich möchte gern Eins mitwalzen."

Dieser willigte ein, und nun zog der Sohn den Vater rasch mit durch die prächtigen Gartenanlagen bis zu dem Hause, von wo aus man die Musik erschallen hörte. Doch, du armer Tanzlustiger! Der Eingang ist verschlossen. Allein was thut man nicht des Vergnügens wegen! Ist auch die Hauptthüre nicht geöffnet, so giebt es vielleicht eine Hinterthür; wie sollten denn auch Tänzer und Musikanten da hinaufgekommen sein?

So dachte der junge Mann und, seinem Vater vorangehend, umspähte er das ganze große Gebäude. Eine Barriere, welche den Hintereingang von der öffentlichen Promenade trennte, ward übersprungen und bald stiegen sie sacht die Treppe hinan. Eine kleine Thür führte sie in den prachtvoll ausgestatteten Saal, wo sie sich, ohne bemerkt zu werden, gleich am Eingang auf einer Bank niederließen. In dem Saale nun war ein Drängen und Treiben, so bunt und kurzweilig, wie es die beiden Fremdlinge noch nie gesehen hatten. Diese hatten im Anfang viel zu staunen und wußten sich einander noch mancherlei heimlich zuzurannen. Sie sahen, wie so viele vornehme Herren, in lauter Sammet gekleidet, zu den seidenen Damen hinüberschwebten, wie die seidenen Damen sich vom Sitze erhoben, wie sie sich verneigten und dann voller Anmuth sich zum Tanze anschickten; sie sahen, wie Alt zu Alt und Jung zu Jung sich paarte und wie sich Keins von dem heiteren Vergnügen ausschloß. Nur da drüben auf jenen rothen Sammetstühlen saßen zwei schöne Damen, eine jüngere und eine ältere, die, wie es schien, nicht das Glück hatten, zum Tanze engagirt zu werden.

„Das ist nicht recht von den Herren," dachte der Seminarist, „daß sie sich der beiden schönen Damen gar nicht annehmen. Vielleicht machst du dich verdient, wenn du wenigstens Eine von ihnen vom immerwährenden Sitzen erlösest."

Er theilte dem Vater seinen Plan mit, indem er meinte, man könnte es nicht immer so treffen, zumal er heute seinen Sonntagsrock angezogen habe.

„Glück zu!" sagte der Vater und schob den Zaudernden mitten unter die Tänzer. Dieser ging schnurrstracks auf die Jüngere von den beiden Damen zu, machte einen plumpen Knicks und sagte:

„Liebes Fräulein, darf ich die Ehre haben?" Dabei hielt er ihr gar artig die Hand hin, sie aber besann sich eine Weile, legte dann ihre Mantille ab und trat mit ihm in die Colonne der Tanzenden. Doch beim ersten Schritt des Paares stob diese auseinander, die tanzenden Paare traten hinten an und ließen jenen den Vorrang. Die Musik ließ sich nicht stören; aber kaum thaten die beiden Tänzer den ersten Schritt, so ertönte ein lärmender Tusch; kaum hörten sie zu tanzen auf, so erschallte ein zweiter u. wiederum machten die Vornstehenden ehrerbietig Platz. Der junge Schulmeister war wie betäubt von Dem, was um ihn vorging; denn so pflegten die Bauerndirnen in seiner Heimath nicht Ball zu halten. „Entweder ihr seid närrisch, oder ich bin's," dachte er und fuhr fort zu tanzen. Aber nach wie vor dasselbe Wunder. Dem jungen Manne war's, als ob er unter Feen gerathen wäre, die hier mit ihm ihr muthwilliges Spiel trieben.

Als der Tanz vorbei war, geleitete er seine Dame so höflich, wie es ihm möglich war, an ihren Sitz und kehrte wieder zu seinem Vater zurück. Kurz darauf näherte sich ihm ein einfach gekleideter alter Herr, welcher ihn bat, doch auch einmal mit der älteren von jenen beiden Damen zu tanzen. Der Tanzlustige ließ sich das nicht zweimal heißen, und als die Musik wieder begann, machte er sich zu der anderen Dame auf. Aber war schon vorher die Ehrerbietung groß, so war sie jetzt noch größer. Der Arme wußte jetzt kaum, wo er sich befand, und hatte Noth, sich zu besinnen, wie er denn eigentlich hierhergekommen sei. Als auch dieser Tanz unter demselben Ceremoniel beendigt war, trat derselbe alte Herr, der ihn vorhin angeredet hatte, zu ihm und forderte ihn auf, mit ihm eine Flasche Wein zu trinken. So begab er sich mit dem alten Herrn in ein Nebenzimmer, wo er unter gemüthlicher und keineswegs vornehm klingender Unterhaltung manches Glas guten Weines ausleerte.

Er hatte es nicht gewagt, den alten Herrn nach seinem Namen zu fragen; auch sah er, von dem Glanze jener Feenwelt noch geblendet und ein wenig berauscht von dem Weine, den ihm der gute alte Herr eingeschenkt hatte, das Billet gar nicht an, das ihm sein freundlicher Gastgeber beim Abschiede überreichte, sondern drückte ihm fröhlich die Hand und eilte mit seinem Vater, den man unterdessen auch nicht vergessen hatte, wieder die bekannte Treppe hinab.

Erst am andern Morgen fiel es ihm ein, daß er auch eine Visitenkarte bei sich habe; die Karte enthielt aber eine Einladung zum Frühstück, die ihm der alte Herr noch besonders aufgeschrieben hatte. Auf der andern Seite war auch sein Name zu lesen, er hieß: Karl August, Herzog von Weimar. Die beiden Damen aber waren seine Gemahlin und seine Nichte.

Des Spielers Glück und Ende.

In keiner Armee der Welt ist das Spiel so beliebt, wie in der egyptischen. Dort spielt Alles vom Offizier bis zum Gemeinen. Das Spiel beginnt um Geld und endet mit Einsätzen von Waffen, Kleidern und sonstigen Gegenständen. Es geschieht nicht selten, daß ein Offizier, der sonst nichts als seinen Sold hat, über Nacht Herr von 100,000 Francs wurde, wie dies bereits in der Krim vorkam. Ein Kapitän in Alexandrien, Namens Kalil, mußte jedoch seine Leidenschaft zum Spiel theuer bezahlen. Derselbe hatte binnen 14 Tagen alle Offiziere seines Regiments buchstäblich blank gemacht. Das wurde bekannt und gelangte auch zu den Ohren eines Pascha, der den glücklichen Spieler zu sich rufen ließ.

„Kalil", meinte die er, „mir scheint, daß Du jetzt sehr reich sein mußt, da Du alle Offiziere ruinirt hast. Wie viel besitzt Du?"

„Hoheit", erwiederte Kalil, „Allah hat es mir bescheert?"

„Wie? Allah hat es Dir bescheert? Weißt Du nicht, daß der Koran das Spiel verbietet?"

„Wenn dem so ist, so gebe ich mein Wort, nie wieder zu spielen."

„Nein, nein, schwöre nicht; Du kannst morgen wieder spielen. Entweder Du ruinirst mich, oder ich ruinire Dich, wie die Karten fallen werden!"

Der Kapitän hätte freilich vorgezogen, nicht zu spielen, allein dem Pascha gegenüber konnte er nicht ausweichen.

Die Partie beginnt und das Glück ist dem Kapitän abermals hold, und wäre es so fortgegangen, der Pascha wäre wirklich bald ruinirt gewesen. Allein dem Glücke ist eben nicht zu trauen, und nach einiger Zeit saß der Kapitän da, ohne Heller in der Tasche, ja selbst der Degen, das Letzte, was er eingesetzt hatte, war verloren.

„Hollah, Kalil, jetzt bist Du also auch blank!" rief der Pascha. „Was hast Du nun vor?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte der Kapitän, „und es bleibt mir nichts übrig, als Eure Hoheit um Verzeihung zu bitten, daß ich meine Offiziersabzeichen verloren habe."

„Meinen Pardon erhältst Du nicht, denn Du würdest fortfahren Deine Kameraden zu ruiniren, um ihnen ihre Säbel abzunehmen. Uebrigens will ich Dir hier einen Gegenstand geben, nimm und benütze ihn."

Und dieser Gegenstand war die berühmte rothe Schnur, deren Bedeutung der Kapitän nur zu wohl kannte. Leichenblaß und ohne ein Wort zu verlieren, ergriff er dieselbe—und Tags darauf fand man den einst so glücklichen Spieler erhängt an derselben rothen Schnur, die er Tags vorher vom Pascha erhalten.

Ausrede. Bei einer Truppenaushebung war auch ein Jude mit zum Militärdienst gekommen. Beim Exerciren kommt es bald darauf zwischen ihm und seinem Unteroffizier zu folgendem Gespräch:

Unteroffizier: „Isaak lade die Gewehre."

Isaak: „Herr Unteroffizier lassen wir es doch sein."

Unteroffizier: „Du sollst aber schießen."

Isaak: „Für was aber schießen? Ist doch kein Feind da."

Unteroffizier: „Du schießest in die Luft."

Isaak: „Für was soll ich schießen ein Loch in die Natur? Hat sie mir doch nichts gethan."